

# Perry Rhodan

der Erbe des Universums

Die grosse WELTRAUM-SERIE  
von K. H. Scheer und Clark Darlton

Neu!

Nr. 684

DM 1,50

Österreich 5.12,-

Schweiz sfr 2,-

Italien lire 400

Frankreich FF 2,00

Belgien frs 24,-

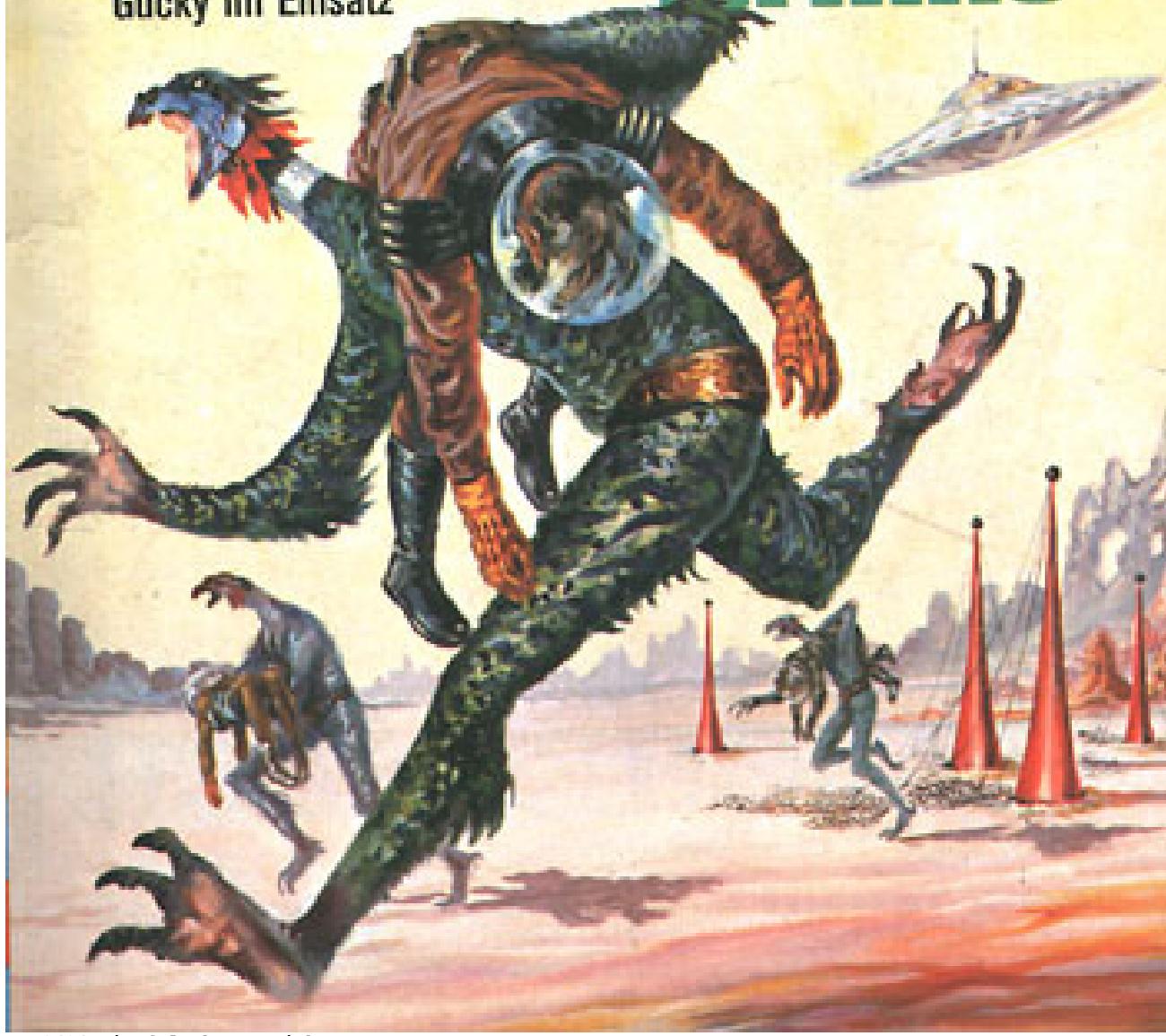
Luxemburg frs 24,-

Nederland nlfl 1,65

Spanien Pta 45,-

# Die falschen Itrinks

Landung auf dem Müllplaneten –  
Roi Danton und Mausbiber  
Gucky im Einsatz



Nr. 0684 Die falschen Itrinks

von Ernst Vlcek

Im Frühling des Jahres 3460 terranischer Zeitrechnung existiert das Solare Imperium nicht mehr als politische Konstellation - und zwar seit dem Tag, da Terra und Luna, mit dem größten Teil der Solarier "an Bord", die Flucht durch den Sol-Transmitter antraten.

Der Planet und sein Trabant rematerialisierten nicht, wie vorgesehen, in einer abgelegenen Region der Galaxis, sondern sie landeten in einem völlig fremden Kosmos, dessen erste Erkundung sich für die Terraner als sehr gefährlich und abenteuerträchtig erwies, wie die Erlebnisse mit den Feuerfliegern, Zeus, dem Rieseninsekt, und einer fremden Macht klar aufzeigten. Doch ebensowenig wie die in der Galaxis zurückgebliebenen Terraner unter Atlans und Julian Tifttors Leitung ihren Kampf gegen Leticron und die Laren, die neuen Herren der Galaxis, aufgeben, ebensowenig lassen sich die im "Mahlstrom der Sterne" gestrandeten Solarier unter Perry Rhodans Führung beirren.

Sie versuchen weiterhin mit aller ihnen zu Gebote stehenden Hartnäckigkeit, ihre Position im unbekannten Kosmos zu bestimmen und ihre neue Umgebung zu erkunden. Diesmal sind es Roi Danton und Mausbiber Gucky, die gemeinsam in einen Einsatz ins Ungewisse gehen. Sie landen auf dem "Müllplaneten" und entdecken DIE FALSCHEN ITRINKS...

#### Die Hauptpersonen des Romans:

**Roi Danton** - Leiter einer Expedition in den Mahlstrom der Sterne.

**Gucky** - Der Mausbiber entlarvt die falschen Itrinks.

**Irmina Kotschistowa** - Die Metabio-Gruppiererin des Mutanten-Korps.

**Horre l'Eger** - Ein Umweltschützer aus dem Volk der Itrinks,

**Qisgo d'Everen** - Ein verbrecherischer Itrink.

**Mentro Kosum** - Der Emotionaut übernimmt eine Space-Jet.

**Roi Danton**

"Ich muß hierbleiben, um die Dinge in Ordnung zu bringen."

Das war Perrys Argument dafür, daß er nicht selbst die Leitung der Expedition in den Mahlstrom übernahm, sondern mich damit beauftragte.

Ebensogut hätte er sagen können, daß er auf Terra unentbehrlich sei, weil er der Menschheit in ihrer schwersten Zeit Rückhalt geben müsse. Aber er war nie ein Mann großer Worte gewesen, jegliches Pathos war ihm ein Greuel. Deshalb sprach er es auch nicht aus, daß er auf Terra zurückblieb, um für annähernd 20 Milliarden Menschen Seelenmasseur zu spielen.

Man mußte sich vorstellen, was es für einen Großteil der Terraner bedeutete, mitsamt ihres Planeten aus der gewohnten Umgebung herausgerissen zu werden - und dann nicht einmal am Zielpunkt herauszukommen, sondern sich in unbekannten Tiefen des Universums wiederzufinden.

Der Himmel der Erde bestand nicht mehr aus den bekannten Sternkonstellationen, sondern wurde von den Partikeln und Energiefeldern des unheimlichen Mahlstroms gebildet. Es war nur ein schwacher Trost, daß an diesem Himmel immer noch Luna leuchtete, und daß zweiunddreißig Kunstonnen die heimatliche Sonne ersetzen.

Zwar hatten die Wissenschaftler die katastrophalen Nebenwirkungen bannen können, die durch die Abstrahlung der Erde und des Mondes entstanden waren. Tektonische Beben, Vulkanausbrüche, Sturmfluten, klimatische Verschiebungen und das dadurch verursachte Chaos gehörten der Vergangenheit an. Die Terraner hatten sich einigermaßen beruhigt.

Aber die Weltuntergangsstimmung blieb - und sie verstärkte sich unter der Bevölkerung, je mehr die Bedrohung durch apokalyptische Gefahren in den Hintergrund trat. Die Terraner hatten wieder Zeit, über ihre Lage nachzudenken, und sie kamen immer mehr zu der Ansicht, daß sie hoffnungslos war.

Erste Anzeichen einer beginnenden Massenhysterie machten sich bemerkbar, und es konnte noch immer zum Ausbruch der befürchteten Panik kommen. Um eine solche Entwicklung zu verhindern, blieb Perry mit den anderen führenden Persönlichkeiten auf Terra zurück. Ich beneidete sie nicht um diese Aufgabe, sie war schwieriger als die Lösung aller vorangegangener Probleme.

Denn auf die drängenden und existenzbestimmenden Fragen aus der Bevölkerung konnte niemand von uns Antwort geben. Wir wußten selbst nicht, wo wir mit der Erde angelangt waren und welches Schicksal uns bevorstand.

Nach dem Abenteuer mit "Zeus" und den Feuerfliegern von Goshmos-Castle konnte Perry den Terranern gegenüber wenigstens mit ruhigem Gewissen behaupten, daß aus der näheren Umgebung des Mahlstroms keine unmittelbare Gefahr drohe.

Die auf dem nur zehn Lichtstunden entfernten Planeten Goshmos-Castle gestrandete BOX-7149 war vor drei Tagen von einem Flottentender geborgen worden. Und die Besatzung bestätigte nach ihrer Rückkehr zur Erde in unzähligen TV-Interviews, daß man in dem Rieseninsekt, das vornehmlich in der Maske des Göttervaters Zeus auftrat, einen wertvollen Verbündeten gefunden habe. Daß Zeus jedoch eine feindliche Macht erwähnt hatte, mit der die MARCO POLO auf Goshmos-Castle bereits konfrontiert worden war, wurde in der Öffentlichkeit nicht erwähnt.

Doch wir selbst machten uns nichts vor. Diese unbekannte Macht konnte jederzeit wieder auftauchen und zum Schlag gegen die Erde ausholen.

Das war mit ein Grund, warum wir zu einer Expedition rüsteten. Ich bekam das Kommando über sieben Verbände der Solaren Flotte von jeweils 1500 Schiffen, um damit die ferneren Sternenregionen zu erkunden. Was niemand deutlich auszusprechen wagte, worauf wir aber alle hofften, war, daß uns diese Expedition zu einer Positionsbestimmung der Erde verhalf.

Mit anderen Worten: In jedem von uns war die winzige Hoffnung, daß wir unter den unzähligen Sterneninseln des Universums auch die Milchstraße finden würden.

Meiner Meinung nach war es nicht der richtige Zeitpunkt für Paraden und aufwendige Demonstrationen, doch die Psychologen dachten anders. Sie behaupteten, daß es die leidgeprüften Terraner auf andere Gedanken bringen würde, wenn man den Start der Expeditionsflotte als feierlichen Staatsakt beging.

So kam es, daß jeder unserer Schritte - und die Abstrahlung durch den Kurzstreckentransmitter von Imperium-Alpha zum Raumhafen von Terrania-City - von TV-Kameras aufgezeichnet wurde.

Außer Perry und mir gehörten der feierlichen Prozession noch die Mutanten Irmina Kotschistowa, Ras Tschubai, Fellmer Lloyd und Gucky an, sie sollten mich auf die Reise ins Ungewisse begleiten. Gucky war es auch, der durch seine Späße für eine Auflockerung des Protokolls sorgte, so daß die Zuschauer, die vor ihren Fernsehgeräten ausharrten, wohl doch auf ihre Rechnung kamen.

Hinter uns folgte ein Schwanz von Politikern und Militärs in Paradeuniformen, die die Feierlichkeit dieses Augenblicks unterstreichen sollten.

"Diese Popane machen Gesichter wie bei einer Beerdigung", sagte Gucky auf dem Weg zu dem Beiboot, das uns zu der im Raum wartenden MARCO POLO bringen sollte, und sprach mir damit aus der Seele.

Wir hätten auch per Transmitter an Bord der MARCO POLO gehen oder einfach teleportieren können. Aber der Marsch durch das Spalier von Raumlandetruppen, eine kurze Ansprache Perrys und unser Start mit dem Beiboot, das alles gehörte zu der von den Psychologen inszenierten Show.

"Du wirst darauf achten, daß die Expedition zu keiner Beerdigung wird, Mike", sagte Perry zu mir.

"Ich kenne meine Order und werde mich daran halten", erwiderte ich.

"Sei vorsichtig." Er warf mir einen ernsten Blick zu.

"Ich werde jedes Risiko vermeiden", versprach ich, obgleich ich mich fragte, was ich schon viel riskieren konnte, wenn ich mit 10.500 Raumschiffen unterwegs war.

Als könne er meine Gedanken erraten, sagte er:

"Nimm es nicht zu leicht, Mike. Zehntausend Raumschiffe sind leichter zu verlieren als man denkt. Du kennst den Bericht über den Zwischenfall auf Goshmos-Castle. Daraus ersiehst du, daß wir es mit einem mächtigen Gegner zu tun haben. Zeus hat in keiner Weise übertrieben."

Ich kannte den Vorfall in allen Einzelheiten.

Als die MARCO POLO auf Goshmos-Castle landen wollten, geriet sie in den Bann einer gigantischen Pyramide der unbekannten Beherrschter dieser Sternenzone. Durch eine geheimnisvolle Absorberstrahlung waren sämtliche Energiequellen und somit alle technischen Geräte des Gigant-Raumschiffes ausgefallen. Nur unter Einsatz

primitivster Hilfsmittel war es gelungen, die MARCO POLO aus dem Bannkreis der Pyramide zu retten ... Nicht einmal Zeus hatte helfen können - falls er das überhaupt gewollt hätte.

Mir persönlich war dieses Insektenwesen, das aussah wie eine Kreuzung zwischen einer überdimensionalen Waldameise und einer Termite, nach wie vor äußerst suspekt.

"Du vertraust wohl sehr auf Zeus, Dad", sagte ich in einem Ton, aus dem er heraushören konnte, was ich von dem Rieseninsekt hielt.

"Er ist der einzige Lichtblick in diesem Mahlstrom. Und du mußt seine Warnung vor der zweiten Macht, den wahren Beherrschern dieser Sternenzone, ernst nehmen. Falls es zu einer Konfrontation mit den Fremden kommt, lasse dich auf kein Kräftemessen ein."

"So spricht der besorgte Vater zu seinem leichtsinnigen Sohn", erklärte ich salbungsvoll.

Perry rang sich ein Lächeln ab und klopfte mir auf die Schulter.

Wir gaben uns beim Abschreiten der Parade sehr locker. Endlich hatten wir den anstrengenden Marsch durch das Spalier hinter uns gebracht. Nun kam nur noch Perrys Rede, bei der er sich nicht an den von den Psychologen ausgearbeiteten Text hielt.

Er sprach direkt an die Menschheit, sagte, daß nun die Bemühungen verstärkt würden, Licht in das Dunkel der hyperregionalen kosmischen Vorgänge zu bringen und das Schicksal Terras und Lunas zu steuern. Fazit dieser Bemühungen: Die Sternenexpedition unter meiner Leitung.

Dann kam die Verabschiedung, bei der wir uns ebenfalls nicht ans Protokoll hielten. Ich konnte mir gut ausmalen, wie sich die Psychologen die Haare rauften.

In diesem Augenblick kam es zu einem Zwischenfall, der allerdings nicht von uns provoziert worden war.

Perry schüttelte mir gerade zum Abschied die Hand, als Gucky, der rechts von mir stand, sagte:

"Gefahr im Anzug. Zweiunddreißig unbekannte Flugobjekte nähern sich aus dem Mahlstrom der Erde." Als er Perrys fragenden Blick begegnete, fügte er hinzu: "Ich weiß das aus den Gedanken deines Adjutanten, Perry. Er wollte mit dieser Meldung in die Feierlichkeiten hineinplatzen, aber die Sicherheitsoffiziere lassen das nicht zu. Diese Hohlköpfe... ."

"Sie haben recht", unterbrach Perry ihn. "Wenn sich die Schiffe in feindlicher Absicht der Erde nähern, wäre es unklug, die Öffentlichkeit mit dieser Nachricht zu beunruhigen. Allerdings glaube ich eher, daß Zeus dahintersteckt."

"Sollen wir Sie an Bord der MARCO POLO teleportieren?" bot Ras Tschubai an.

Rhodan winkte ab.

"Ich will kein Aufsehen. Ich werde nach Imperium-Alpha zurückkehren und dort die Ereignisse beobachten. Und ihr werdet mit dem Beiboot starten, so wie es vorgesehen war. Wir bleiben über Funk in Verbindung."

Wir befolgten Perrys Anweisungen. Allerdings hatten wir es plötzlich sehr eilig. Ohne an die aufdringlichen Robot-Berichterstatter einen Kommentar abzugeben, begaben wir uns schleunigst an Bord des Beibootes.

Eine Minute später starteten wir.

Das Beiboot war eine Space-Jet der 30-Meter-Klasse mit der Bezeichnung MC-SP 34, woraus schon ersichtlich war, daß sie zur MARCO POLO gehörte. Besatzung: zwei Mann.

Als Pilot fungierte Sergeant Ponell Eittringer. Ein dunkelhaariger, untersetzter Raumfahrer, der von einer geradezu stoischen Ruhe war. Der Mann an der Ortung und an den Funkgeräten hieß Mikel Onnang. Er war mittelgroß und hager, mit strohblondem Haar, und auch vom Temperament her das genaue Gegenteil von Eittringer.

Ich kannte die beiden Männer von früheren Einsätzen her und wußte, daß ich mich auf sie verlassen konnte.

Kaum waren wir in der Kommandozentrale unter der Panzerplastkuppel, da informierte ich die beiden in Stichworten.

Sie wußten, was sie zu tun hatten.

Eittringer beschleunigte die Space-Jet mit Höchstwerten, noch bevor wir über der Sicherheitszone von Port Terrania waren. Onnang schaltete sich mit seinem Gerät in die in Frage kommende Hyperkomfrequenz der Solaren Flotte ein. Nebenher ließ er noch den Sprechfunk laufen.

Aber vorerst erfuhren wir nicht viel mehr, als wir ohnehin schon wußten. Man wußte nur aus der Meldung einer Staffel von acht Wachkreuzern der 100-Meter-Klasse, daß 32 unbekannte Flugkörper im Anflug auf die Erde waren. Ihre Entfernung zu Terra betrug im Augenblick etwas weniger als eine Lichtstunde. Die Verhältnisse im Mahlstrom erlaubten eine optische Erfassung der Raumflugkörper noch nicht. Auch die Klartextmeldungen der acht Wachkreuzer kamen wegen eines in diesem Gebiet tobenden Hypersturms nur verstümmelt durch.

"Die Form der Raumschiffe... entspricht der eines Zylinders ... am Heck ... ein Kugelkörper ... wahrscheinlich Maschinenraum ... und Antriebsdüsen."

Das war die äußerst lückenhafte Beschreibung der fremden Flugkörper, die wir von der Wachflotte erhielten.

Etwas später meldeten die Wachkreuzer, daß sie auf ihre Anrufe über Funk keine Antwort erhalten hatten und nun beabsichtigten, die Fremden notfalls sogar durch Warnschüsse zu stoppen versuchen wollten.

"Keine Feindseligkeiten!" schaltete sich Perry aus Imperium-Alpha ein. "Die Wahrscheinlichkeit, daß es sich um Kuriere von Zeus handelt, ist nach wie vor sehr groß."

"Irrtum!" platzte da Fellmer Lloyd heraus. "Die Schiffe haben nichts mit Zeus zu tun. Das heißt, er hat sie ganz bestimmt nicht geschickt."

Ich starrte ihn verbüllt an.

"Wieso wissen Sie das, Fellmer?"

Die Antwort kam von Gucky, der sich bereits zum Mikrophon des Hyperkoms begeben hatte.

"Hier MG-SP 34! Ich rufe Imperium-Alpha. Zeus hat sich soeben mit uns telepathisch in Verbindung gesetzt."

"Ist er an Bord der Flugobjekte?" erkundigte sich Rhodan.

"In diesem Falle wäre er ein Gefangener seiner Feinde", antwortete Gucky pointiert. "Aber Zeus erfreut sich nach wie vor seiner Freiheit. Er befindet sich auf Goshmos-Castle. Er hat uns telepathisch vor den zweiunddreißig Flugkörpern gewarnt."

"Wie lautete seine Meldung genau?" wollte Perry wissen, Bestürzung klang aus seiner Stimme.

"Er sagte wortwörtlich", sprach Gucky ins Mikrophon. "Ich habe die Terraner schon einmal vor einer in diesem Raumsektor präsenten Macht gewarnt. Der Zwischenfall mit der Pyramide sollte den Terranern gezeigt haben, daß diese Macht keineswegs eine friedliche Gesinnung hat. Mehr, als nochmals deutlich darauf hinzuweisen, kann ich im Augenblick nicht tun. Ihr müßt nun selbst sehen, wie ihr mit den auf euch zukommenden Problemen fertig werdet. Das waren die Gedanken, die Fellmer und ich von Zeus empfingen."

Fellmer Lloyd nickte bekräftigend.

"Das paßt genau in das Bild, das ich mir von Zeus gemacht habe", sagte ich so laut, daß es vom Mikrophon aufgenommen wurde. "Er denkt nicht daran, uns in der Stunde der Entscheidung zu unterstützen."

"Weil er weiß, daß wir uns selbst helfen können", antwortete mir Perry über Funk. Dann wandte er sich an das Raumkommando der Solaren Flotte. "Alarm an alle Wacheinheiten. Die Schiffe im betroffenen Raumsektor sollen sich formieren, aber auf Warteposition bleiben. Die acht Kontaktsschiffe der Wachflotte sollen auf Distanz zu den Fremden bleiben. Erst wenn die zweiunddreißig Flugkörper das Einsatzgebiet der Wachkreuzer in Richtung Erde zu verlassen drohen, sollen, den Gegebenheiten angepaßt, Maßnahmen ergriffen werden."

Das war ein äußerst dehnbarer Begriff, aber Perry wählte ihn absichtlich, um den Kommandanten der Wachkreuzer genügend Handlungsfreiheit zu lassen. Sie mußten selbst entscheiden können, welche Maßnahmen zu ergreifen waren.

"Imperium-Alpha an MC-SP 34", kam gleich darauf wieder Perrys Stimme aus dem Lautsprecher. "Ich rufe Roi Danton. Hörst du, Mike? Ich möchte, daß der Expeditionsflug vorerst auf unbestimmte Zeit verschoben wird."

"Wegen dieser lächerlichen zweiunddreißig Raumschiffe?" wunderte ich mich.

"Wir wissen nicht, was außerhalb unseres Ortungsbereichs noch alles im Mahlstrom auf uns wartet", erwiederte Perry. "Die zweiunddreißig Schiffe könnten eine Vorhut sein. Warten wir erst einmal ab."

"In Ordnung", stimmte ich zu. "Verlange aber nicht von mir, daß ich zur Erde zurückkehre. Die MARCO POLO ist uns näher."

Das stimmte nicht ganz, aber immerhin hatten wir die Lufthülle der Erde bereits durchstoßen. Zehn Minuten später wurden wir in die MARCO POLO geschleust. Gerade als die Traktorstrahlen unser diskusförmiges Beiboot im Hangar absetzten, kam eine alarmierende Meldung von den acht Wachkreuzern.

"Die Fremden ... uns bis an die Grenze unseres Einsatzgebietes zurückgedrängt. Wir haben zur Warnung eine Breitseite aus den Thermogeschützen abgefeuert... Die zweiunddreißig Schiffe fliegen unbeirrt weiter. Sie eröffnen das Feuer auf uns!"

"Teleportiere mit mir in die Kommandozentrale", bat ich Gucky.

Einen Atemzug später gab der Mausbiber meine Hand frei - das geschah bereits in der riesigen Kommandozentrale der MARCO POLO.

Niemand schenkte uns besondere Aufmerksamkeit. Jeder ging seiner Tätigkeit nach, es herrschte fieberhaft Betriebsamkeit.

Als ich neben dem Kommandanten Oberst Elas Korom-Khan am hufeisenförmigen Hauptpult erschien, sagte er statt einer Begrüßung:

"Der Kommandant der Wachkreuzer tut das einzig Richtige.

Die Fremden sollen sehen, daß man nicht einfach bis zur Erde durchmarschieren kann."

Auf der Frequenz, auf der der Funkverkehr mit den Wachkreuzern abrollte, war nur das Krachen statischer Störungen zu hören.

"Wir haben endlich Bildempfang von der äußeren Randzone", meldete der Ortungschef, Major Ataro Kusumi, über Interkom.

Noch während er sprach, wechselte die Szene auf dem Panoramabildschirm. Wo zuerst das mächtige Rund der Erde zu sehen gewesen

war, rollte nun ein infernalisches Schauspiel ab.

Nach der Perspektive zu schließen, aus der wir die Ereignisse zu sehen bekamen, wurden die Aufnahmen von einer Beobachtungssonde gemacht, oder sie stammten von einem Erkundungsschiff.

Die zweiunddreißig fremden Raumschiffe schwebten wie bewegungslos im Raum. Ich registrierte sie nur unterbewußt, denn meine ganze Aufmerksamkeit galt den acht Wachkreuzern oder dem, was von ihnen zu sehen war.

Und das war nicht viel. Wo sie im Raum stehen sollten, befanden sich acht glühende Objekte. Miniatursonnen, die von dem Energiebeschluß der zweiunddreißig Fremden angeheizt wurden. Die Fremden hielten die Wachkreuzer unter Dauerbeschluß und gaben ihnen keine Gelegenheit zur Gegenwehr.

Deren HÜ-Schirme begannen immer intensiver zu glühen, blähten sich auf.

"Das ist der kritische Moment", hörte ich jemand sagen.

Ich hielt den Atem an. Als der Schutzschild des ersten Wachkreuzers zu flackern begann, wußte ich, daß wir die acht Schiffe auf die Verlustliste setzen mußten. Es dauerte danach nur noch Sekundenbruchteile, bis der Schutzschild instabil wurde. Strukturrisse breiteten sich rasend schnell aus, so daß die mörderischen Energien zur Schiffshülle durchdringen konnten.

Der erste Wachkreuzer explodierte. Die anderen sieben folgten in kurzen Abständen. Die zweiunddreißig Fremdschiffe stellten das Feuer ein und stießen wenig später frontal durch den Raumsektor, in dem die Überreste der acht Wachkreuzer trieben.

Mit Kurs auf die kaum eine Lichtstunde entfernte Erde.

"Auswertung!" verlangte Oberst Elas Korom-Khan von der Ortung. Seine ruhige, gelassene Stimme klang in der Stille der Kommandozentrale gespenstisch.

"Ich kann nicht glauben, daß wir es mit einem so übermächtigen Gegner zu tun haben, wie es den Anschein hatte", meinte Gucky.

"Dieses Gefecht hat noch nichts zu sagen", erwiederte Elas Korom-Khan, während er auf die Daten der Ortungszentrale wartete.

"Die Leichten Kreuzer der Städtekasse sind kein richtiger Maßstab. Wir werden gleich erfahren, was der Gegner wirklich kann."

Die Daten über die fremden Raumschiffe kamen in rascher Folge herein, sie wurden von der Ortungszentrale akustisch und optisch geliefert, so daß wir ein ziemlich lückenloses Bild erhielten.

Die äußere Form der Raumschiffe entsprach der Beschreibung, die wir anfangs von den Wachraumschiffen erhalten hatten.

Der eigentliche Schiffsrumpf war zylinderförmig mit einem abgerundeten Bug. Das Heck wurde von einem Kugelkörper gebildet, der einen viel größeren Durchmesser als der Schiffszylinder besaß und weit über diesen hinausragte. Am hinteren Ende war der Kugelkörper flach, so als hätte man ein Fünftel der Kugel abgeschnitten. Dort, aus dieser runden Schnittfläche, ragten die Antriebsdüsen heraus.

Die Ortungsspezialisten entdeckten noch einige Feinheiten an der Geometrie der fremden Schiffe. So entsprach die Länge zur Breite des Schiffszylinders einem Verhältnis von 1:8, was bedeutete, daß bei einer Länge von achthundert Metern - und einige der fremden Schiffe erreichten diese Ausmaße - der Durchmesser hundert Meter betrug. Die Heck-Kugel wiederum stand zum Zylinderdurchmesser in einem Verhältnis von 1:3. So hatte bei einem Zylinderdurchmesser von 100 Metern die Heck-Kugel einen Durchmesser von 300 Metern.

Zwei der Fremdschiffe erreichten in ihrer Gesamtlänge 1650 Meter - schon daraus wird klar, daß die acht 100-Meter-Kreuzer keinerlei Chance besaßen.

Aber noch deutlicher wurde, warum sie auf verlorenem Posten gestanden hatte, als man die Auswertung über die Offensivbewaffnung der Fremden hörte.

Sie besaßen leistungsstarke Atomkanonen. Die Energietaster hatten im Zentrum der Energiestrahlen eine Temperatur von plus 450.000 Grad Celsius angemessen.

Das war ein Wert, dem ein HÜ-Schirm eines 100-Meter-Kreuzers auf die Dauer nicht standhalten konnte.

Dazu kam aber noch, daß die Energiestrahlen der Fremden praktisch keine Fächerung aufwiesen. Der Computer errechnete, daß die Fremden somit in der Lage waren, einen Punktbeschluß über eine Entfernung von drei Millionen Kilometer hinweg durchzuführen. Diesbezüglich waren die Geschütze der Fremden den terranischen Konstruktionen dieses Prinzips überlegen.

Aber zum Glück besaßen wir nicht nur Strahlengeschütze, und die Leichten Kreuzer der 100-Meter-Klasse waren nicht unsere heißesten Eisen im Feuer.

Diesbezüglich hatte Korom-Khan recht: Die Vernichtung der acht Wachkreuzer war kein Maßstab für einen Kräftevergleich.

Wie das Kräfteverhältnis tatsächlich aussah, würde sich bald herausstellen.

Ich beabsichtigte, die Probe aufs Exempel zu machen.

Ich mobilisierte 60 Superschlachtschiffe der IMPERIUMS-Klasse und zweihundert Schwere Kreuzer. Mit der MARCO POLO an der Spitze flog diese Flotte den 32 Feindschiffen entgegen.

Wir schwärmen außerhalb der Reichweite ihrer Thermo-Hoch-energiekanonen aus und umzingelten sie. Es war klar, daß sie unser Manöver durchschaut haben mußten, denn ihre Ortungsgeräte waren wahrscheinlich besser als unsere auf die Gegebenheiten im Mahlstrom abgestimmt.

Aber die Fremden zeigten keine Reaktion. Die zweiunddreißig zylindrischen Kugelheck-Schiffe flogen unabbar mit Kurs Terra weiter.

"Die verhalten sich geradezu unverschämt", sagte Gucky. "Glauben die Fremden denn, unsere Schiffe seien nur Attrappen?"

"Es hat tatsächlich den Anschein, als glaubten sie, daß keine Macht sie an ihrem Vorstoß zur Erde hindern könne", stimmte ich zu.

"Wir sollten sie eines Besseren belehren", meinte Major Pecho Cuasa, der Erste Feuerleitoffizier, über Interkom.

"Ich möchte nichts unversucht lassen, um unseren Friedenswillen kundzutun", erklärte ich. "Vielleicht war die Vernichtung der acht Wachkreuzer nur ein Mißverständnis ..."

"Daran glaubst du doch selbst nicht!" maulte Gucky.

Er hatte recht. Trotzdem wollte ich versuchen, "den Konflikt auf friedlichem Wege zu bereinigen. Ich gab Befehl an die Funkzentrale, die Bild- und Tonsignale mit den interkosmischen Verständigungssymbolen pausenlos abzuschicken. Gleichzeitig befahl ich sämtlichen Einheiten, die eingekreisten Schiffe von allen Seiten anzufliegen.

Auf unsere Funksignale kam überhaupt keine Antwort.

Die Fremden ignorierten sie einfach. Es hatte fast den Anschein, als seien wir für sie Luft. Sie flogen unabbar und mit gleichbleibender Geschwindigkeit weiter.

Erst als sich alle zweihundertsechzig Einheiten - und die MARCO POLO nach wie vor in vorderster Linie - auf Schußweite genähert hatten, zeigten die fremden Zylinder-Kugelheck-Schiffe eine Reaktion.

Und zwar die, mit der wir alle gerechnet hatten: Sie eröffneten das Feuer. Dabei konzentrierten sie ihre Thermo-Geschütze nicht auf einige wenige Schiffe, sondern bestrichen mit ihren Energien unsere gesamte Flotte.

Diesem Beschuß hielten die HÜ-Schirme mühelos stand - und sie hätten auch verstärkten Punktbeschuß für längere Zeit überstanden. Die ständig einlaufenden Meldungen bestätigten, daß kein einziges unserer Schiffe gefährdet war. Die Schweren Kreuzer hielten sich ohnehin im Hintergrund.

"Worauf warten wir noch?" wollte Feuerleitoffizier Pecho Cuasa wissen.

"Wir gehen so nahe wie möglich heran", erklärte ich. "Vielleicht stellen die Fremden das Feuer ein, wenn sie erkennen, daß sie mit ihrer Offensive nichts ausrichten. Das wäre eine gesunde Verhandlungsbasis für uns."

Aber es hatte nicht den Anschein, daß es dazu kommen würde.

Die MARCO POLO war nicht, einmal mehr eine Million Kilometer von dem Pulk der zweiunddreißig Raumschiffe entfernt, die HÜ-Schirme hielten dem nun immer heftiger werdenden Beschuß noch immer stand.

Aber von anderen Schiffen trafen besorgniserregende Meldungen ein. Vor allem von den Schweren Kreuzern, deren Schutzschirme nur einen Bruchteil der Kapazität der Superschlachtschiffe besaßen.

Da mußte ich mich entschließen, die Entscheidung nicht länger mehr hinauszuschieben.

"Feuer!"

Ich muß gestehen, daß ich von der verheerenden Wirkung unserer Waffen selbst überrascht war. Eine einzige Salve der sechzig Superschlachtschiffe und der MARCO POLO aus den Transformgeschützen genügte. Fast alle abgestrahlten Fusionsbomben fanden ihr Ziel. Die Schutzschirme der fremden Schiffe waren jedenfalls kein Hindernis für die Bomben.

Das Ergebnis war entsprechend. Die zweiunddreißig Raumschiffe verschwanden in einem gigantischen Feuerball, in dessen Zentrum es immer wieder durch explodierende Schiffe zu Eruptionen kam.

Als schließlich die Feuerglut verging, blieben nur noch zwei der fremden Raumschiffe übrig. Sie hatten Fahrt aufgenommen, noch während sie unter Beschuß standen, und schossen nun mit großer Beschleunigung aus dem Kessel unserer Raumschiffe hinaus.

"Nehmen Sie die Verfolgung auf, Korom-Khan, bevor sie uns in den Mahlstrom entwischen!" befahl ich dem Kommandanten der MARCO POLO.

Elas Korom-Khan kam meinem Befehl nach, kaum daß ich ihn ausgesprochen hatte. Er war ein Terra-geborener, mittelgroß, schlank und mit dunklem Teint. Also keine besondere Erscheinung. Aber in seinen Reaktionen war er so schnell wie ein Ertruser.

Noch bevor die beiden Feindschiffe aus unserem Ortungsbereich, der durch den Mahlstrom stark verringert wurde, verschwinden konnten, beschleunigte die MARCO POLO bereits mit 700km/sec. Wir holten auf.

Feuerleitoffizier Pecho Cuasa feuerte mit den 30 Transformkanonen einer Breitseite hinter den Flüchtenden her.

Die Fusionsbomben verfehlten nur knapp das Ziel.

"Ihr könnet Munition sparen", sagte Gucky. "Wenn die Schutzschirme von Fusionsbomben durchdrungen werden können, dann stellen sie auch für Teleporter kein Hindernis dar."

Ras und ich ..."

"Das ist zu gefährlich", unterbrach ich ihn. Ich wollte nicht das Leben unersetlicher Mutanten riskieren, wenn ich mit konventionellen Mitteln zum Erfolg kommen konnte.

Und die nächste Salve aus den Transformkanonen brachte diesen Erfolg. Es war allerdings nur ein halber. Das eine Fluchtraumschiff bekam einen Volltreffer ab und verging in der Atomglut. Das andere verschwand jedoch spurlos im Mahlstrom.

Wir fingen noch Funksignale auf und hielten sie auf Band fest.

Sie waren fremdartig und vom Translator und den Dechiffriergeräten nicht zu entziffern, so daß kein Zweifel daran bestehen könnte, wer der Absender war. Doch war es uns nicht mehr möglich, den Sender noch einmal anzupreisen.

Wir stießen mit der MARCO POLO weit in den Mahlstrom vor und kreuzten über eine halbe Stunde in von uns noch nicht vermessenen Gebieten. Doch wir fanden von dem fremden Raumschiff keine Spur. Der Mahlstrom hatte es verschluckt - und er gab es nicht wieder frei.

Nachdem wir eingesehen hatten, daß alle Peil- und Ortungsversuche nichts einbrachten, kehrten wir mit der MARCO POLO zu den anderen Schiffen zurück.

Auf halbem Wege erreichte uns ein Funkspruch. Darin hieß es, daß eines der dreißig Zylinder-Kugelheck-Schiffe, die wir im ersten Feuersturm vernichtet hatten, noch relativ unversehrt geblieben war. Zwar schwer getroffen und nur noch ein Wrack, wurden von ihm aber noch Funksignale empfangen.

Ob es sich dabei um einen Hilferuf an die eigene Flotte oder um ein Angebot zur Kapitulation handelte, konnten die Schiffsspositroniken nicht herausfinden. Und wir sollten es auch nie erfahren.

Ich ärgerte mich noch immer, daß uns das eine Raumschiff entkommen war. Nun würden die Fremden einen lückenlosen Bericht über die Vorfälle im Erdbereich bekommen, so daß sie wußten, was sie hier erwartete. Beim nächsten Angriff wären sie gewappnet. Ich konnte mich nur damit trösten, daß das Wissen um unsere Transformkanonen noch lange kein Schutz gegen sie war. Entweder besaßen die Fremden Schutzschirme gegen Transformkanonen, oder sie besaßen sie nicht.

Und ich war sicher, sie hatten sie nicht.

"Wenn du uns Teleporter eingesetzt hättest, wäre uns das letzte Raumschiff nicht entwischt", hielt mir Gucky vor. "Ich hoffe, du hast aus deinen Fehlern gelernt und legst einer Besichtigung des Wracks durch Ras und mich nichts in den Weg."

Wir näherten uns mit der MARCO POLO dem Wrack. Als wir auf tausend Kilometer herangekommen waren, verstummten die Funksignale.

Das Schiff gehörte der größten uns bisher bekannten Typenklasse an und maß in seiner gesamten Länge 1650 Meter. Die Heckkugel mit einem Durchmesser von 450 Metern war förmlich zerplatzt, die ausgefransten, verglühten Ränder ragten zusammen mit den verformten Verstrebungen wie das Skelett eines Ungeheuers in den Raum hinaus. Der 1200 Meter lange Zylinderkörper hatte im hinteren Drittel einige Treffer abbekommen und war in einem Winkel von dreißig Grad geknickt.

"Was ist?" drängte Gucky. "Haben Ras und ich grünes Licht?"

"Zu gefährlich", lehnte ich ab. "Wir schleusen ein Enterkommando aus."

"Hoffentlich brauchst du diesen Entschluß nicht einmal zu bereuen", meinte Gucky.

Ich bereute ihn sehr schnell.

Plötzlich tauchte Zeus in einer Energieblase auf. Die Ortung gab erst Alarm, als er optisch zu erfassen war. Die Energieblase schwieg auf einmal keine hundert Kilometer von dem Wrack entfernt.

Die genauere Struktur dieser Energieblase, die einen Durchmesser von fünfzig Metern besaß, war nicht auszumachen. Wir registrierten nur ein Kugelgebilde voll geballter Hyperenergien.

Obwohl die Energiesphäre auch nicht durchsichtig war, konnten wir Zeus in seiner wahren Gestalt sehen. Er spiegelte sich in der Wandung, verzerrt und zehnfach vergrößert zwar, aber deutlich zu identifizieren.

Inzwischen war sein Aussehen jedem von uns bekannt: eine fünf Meter große, aufrecht gehende "Ameise", sechsgliedrig, mit einem mächtigen Kopf, aus dem Facettenaugen glotzten, und einem chitingerpanzerten Körper, der zwei Einschnürungen aufwies.

Es war mir auch nicht unbekannt, daß er eine wie maßgeschneidert sitzende Raumfahrerkombination trug, die von greller roter, stark leuchtender Farbe war.

Dieses Wesen war mitsamt einer Energieblase mitten in unseren -Reihen aufgetaucht. In der Hoffnung, daß mich dieser zwielichtige Insektenabkömmling hören konnte, ließ ich über Sprechfunk folgende Meldung ausstrahlen:

"Sie sehen, daß wir auf Ihre Unterstützung nicht angewiesen sind. Zeus. Terraner können sich auch ganz gut selbst helfen."

Während ich noch auf eine Antwort wartete, sah ich auf dem Panoramabildschirm, wie die Energiesphäre aufglühte.

Ein blendender Energiestrahl löste sich von ihr, schoß auf das Wrack zu und hüllte es vom Bug bis zum Heck ein. Einige Sekunden lang stand das Wrack im Licht der seltsamen Energieerscheinung. Als der Energiestrahl aus

Zeus' Sphäre erlosch, verging mit ihm auch das Wrack. Es wurde einfach pulverisiert. Eine Zeitlang war seine ungefähre Form noch zu erkennen, es wurde aber schnell zu einem unförmigen Staubgebilde.

Nach der ersten Überraschung packte mich die Wut. Ich hatte gute Lust, Zeus einen Denkzettel zu geben. Doch bevor ich noch irgend etwas in dieser Richtung unternehmen konnte, sagte Gucky:

"Bist du an einer telepathischen Botschaft von Zeus interessiert, Mike?"

"Was hat mir diese aufgeblasene, überhebliche Riesentermite zu sagen? Ich hoffe wenigstens, daß er Rechenschaft für sein sonderbares Tun ablegt."

"Ja, aber befriedigend ist sie nicht", erwiderte Gucky. "Zeus bedauert, dich enttäuschen zu müssen. Aber er hatte keine andere Wahl, als das Wrack zu atmischen. Er meint, daß es zu gefährlich gewesen wäre, wenn wir das Schiff gekapert hätten."

"Gefährlich?" Das klang für mich, als wolle Zeus sich über uns lustig machen. "Für wen gefährlich? Und in welchem Sinn gefährlich? Von dem Wrack kam doch überhaupt keine Gegenwehr mehr!"

"Ah, Zeus scheint deine wütenden Gedanken gehört zu haben", sagte Gucky. "Er hat sich gerade wieder gemeldet. Jetzt wird klar, was er meinte. Er ist der Ansicht, daß es für die Terraner besser ist, wenn sie keine detaillierten Informationen über die Fremden erhalten. Deshalb mußte er das Wrack vernichten - um alle Spuren der Fremden zu verwischen."

"Du kannst Zeus ausrichten, daß seine Bevormundung unerwünscht ist", sagte ich. "Wir werden sie uns nicht länger bieten lassen..."

"Tut mir leid", erklärte Gucky. "Der Kontakt zu ihm ist abgerissen."

Die Ortung bewies es. Zeus war mitsamt seiner Energiesphäre verschwunden. Entweder hatte er in Nullzeit mit ihr auf Lichtgeschwindigkeit beschleunigt, oder er war einfach mit ihr entmaterialisiert. Er konnte aber auch mit Hilfe seiner parapsychischen Tricks den Effekt des urplötzlichen Verschwindens erzielt haben.

Wir kehrten mit der MARCO POLO und den zweihundertsechzig Begleitschiffen zur Erde zurück.

Dort erstattete ich Perry per Bild-Sprechfunk Bericht.

Er wurde sehr nachdenklich, und unser Sieg über die Fremden beeindruckte ihn nicht sonderlich. Ich verstand ihn - aus dem kleinen Gefecht ließen sich keine Rückschlüsse auf die tatsächliche Schlagkraft der Fremden ziehen. Er mußte trotz allem in berechtigter Sorge um die Erde und die Terraner sein.

Ich befürchtete schon, daß er meine Expedition überhaupt abblasen würde. Deshalb akzeptierte ich es erleichtert, als er mir nur weniger Schiffe als geplant zur Verfügung stellte.

Aber 1500 Raumschiffe sind auch eine beachtliche Streitmacht, wenn man bedenkt, daß sie nur für einen Erkundungsflug dienen sollten. Außerdem handelte es sich überwiegend um Großkampfschiffe, vom Schweren Kreuzer mit fünfhundert Meter Durchmesser bis hinauf zu den Ultraschlachtschiffen der GALAXIS-Klasse, die mit einem Durchmesser von 2500 Metern die größte Kampfeinheiten waren, die Terraner je gebaut hatten.

Dennoch hoffte ich, daß es mir erspart blieb, sie in den Kampfeinsatz zu schicken.

"Hier ist das Observatorium", meldete sich der Astronom Dr. Gillian über Interkom in der Kommandozentrale. "Ich bin bereit zu der gewünschten Demonstration, Sir. Wann kann ich Sie erwarten?"

"Wir kommen sofort hoch", antwortete ich.

Die etwa zwanzig Wissenschaftler, darunter der Chefmathematiker Professor Dr. Eric Bichinger und der Chefphysiker Professor Dr. Renus Ahaspere, waren bereits in der Kommandozentrale versammelt.

"Folgen Sie mir bitte", forderte ich sie auf, während ich mich zum Antigravlift begab. Die vier Mutanten, allen voran Gucky, schlossen sich mir ohne Aufforderung an.

Bevor ich in den Antigravschacht trat, warf ich noch einen Blick zurück auf den Panoramabildschirm. Dort bot sich mir ein eindrucksvolles Bild, an dem ich mich einfach nicht satt sehen konnte.

Zwei Galaxien schwebten im Leerraum, die durch eine "Nabelschnur" miteinander verbunden waren. Diese bestand aus kosmischem Materie und Energiefeldern, aus Sonnen und Planeten. In dieser kosmischen Nabelschnur, inmitten des Mahlstroms, war die Erde eingebettet.

Wir hatten uns mit der MARCO POLO und der kleinen Flotte 150.000 Lichtjahre in vertikaler Richtung davon entfernt und schwebten nun mit tausend Schiffen im Leerraum. Hier hatten wir vorerst Beobachtungsposten bezogen.

Die restlichen fünfhundert Schiffe bildeten die einzelnen Glieder in einer Verbindungskette zur Erde und dem Mahlstrom. Ich hatte sie in unregelmäßigen Abständen postiert und so eine Funkbrücke geschaffen.

Wir standen mit den einzelnen Relaischiffen in ständigem Kontakt, Auswertungsergebnisse wurden ausgetauscht, miteinander verglichen, verarbeitet - so daß sich nach und nach ein abgerundetes Bild der kosmischen Situation dieses Raumsektors ergab.

Das erste Ergebnis dieser Forschungsarbeit war die Demonstration im Observatorium der MARCO POLO. In einem Punkt hatten wir jedoch eine große Enttäuschung erlebt: Es war uns nicht möglich gewesen herauszufinden, welche der vielen Sterneninseln die heimatliche Milchstraße war.

So wußten wir nach wie vor nicht, in welche Region des Universums wir mit der Erde verschlagen worden waren. Aber die Astronomen aller Schiffe arbeiteten nach wie vor an diesem Problem, so daß die winzige Hoffnung blieb, daß es uns vielleicht doch noch gelang, unsere Position im Universum bestimmen zu können.

Allerdings glaubten daran wirklich nur noch unverbesserliche Optimisten ...

Dr. Gillian erwartete uns im Planetarium. Seine Assistenten saßen einsatzbereit an den Geräten inmitten der Kuppel. Der Projektor lief bereits. Auf der Kuppelwandung war der fremde Weltraum aus der Perspektive der MARCO POLO zu sehen. Doch war die kosmische Szene verfremdet. Von dem Materieschlauch zwischen den beiden Galaxien war noch nichts zu sehen, die beiden Galaxien standen dicht beieinander, waren aber nicht miteinander verbunden.

Nachdem wir alle Platz genommen hatten, begann Dr. Gillian mit seinem Vortrag.

"Die neuesten Erkenntnisse, die wir auf dieser Forschungsexpedition gewonnen haben, decken sich im großen und ganzen mit den ersten Vermutungen und Theorien. Für einen Laien mag es demnach so aussehen, als hätten wir kein neues Wissen hinzugewonnen. Für uns Astronomen ergeben sich aber unzählige neue Aspekte. Immerhin sind wir nun in der Lage, die Vorgänge, die vor zwei Milliarden Jahren in diesem Raumsektor stattgefunden haben, wirklichkeitsnah zu rekonstruieren.

Betrachten Sie die beiden Galaxien. Jede von ihnen hat in etwa die Ausmaße unserer Milchstraße. Sie sehen eine Momentaufnahme, wie sie ausgesehen haben könnte, bevor die beiden Sterneninseln miteinander kollidierten. Jetzt wollen wir die Zeit weiterdrehen - und zwar in geraffter Form."

Er gab dem Assistenten am Projektor ein Zeichen.

Die beiden Galaxien auf den Kuppelwänden kamen in Bewegung. Ganz deutlich war zu sehen, wie die beiden Sterneninseln expandierten.

Die Sterne an den Rändern der Galaxien strebten aufeinander zu - und dann vermischten sich die Himmelskörper der einen Galaxis mit denen der anderen.

"Dieser simulierte Vorgang ist natürlich millionenfach beschleunigt", erklärte dazu der Astronom. "Jetzt können Sie ganz deutlich sehen, wie die beiden Galaxien miteinander kollidieren.

Es sieht fast so aus, als würden zwei bisher voneinander getrennte Zahnräder ineinander greifen.

Und jetzt können Sie sehen, wie die beiden Sterneninseln sich wieder voneinander lösen. Sie sind nur mit ihren Randzonen zusammengestoßen. Dennoch kann man ermessen, was für eine gewaltige kosmische Katastrophe sich hier abgespielt hat, wenn man sich in Erinnerung ruft, welche gewaltigen Massen dabei aufeinandertrafen. Eine unvorstellbare Wechselwirkung von Kräften und Gegenkräften hat stattgefunden, deren Sekundäreffekt selbst den Hyperraum erschüttert haben muß."

In der Zeitrafferprojektion des Planetariums rasten die beiden Galaxien aneinander vorbei. Die miteinander verzahnten Randzonen waren ungeheuren Gravitationsschwankungen ausgesetzt. Sonnen ballten sich zusammen, gingen in Novae auf, strebten mit gewaltigen Geschwindigkeiten auseinander.

Und dann lösten sich die beiden Galaxien wieder voneinander, ihre Hauptmasse mit sich führend. Aber an einer Stelle, wo der Brennpunkt der Kollision gewesen war, blieb eine Verbindung zwischen den beiden Sterneninseln bestehen.

Die Galaxien entfernten sich nun voneinander, doch die Brücke aus Sonnen und Planeten und kosmischem Staub blieb bestehen.

"Durch die ungeheuren Gravitationskräfte, die bei dieser Katastrophe frei wurden, riß die Galaxis A Tausende von Sonnen mit ihren Planeten aus der Galaxis B heraus - und umgekehrt.

Viele dieser aus ihren Bahnen geworfenen Sterne platzten.

Aus ihrer Materie hat sich eine kosmische Wolke gebildet, die überwiegend aus hoherhitzen Wasserstoff besteht. Dieser kühlte sich aber rasch ab. Daraus entwickeln sich die seltsamsten Phänomene.

Eine ähnliche Erscheinung kennen wir aus der Nachbarschaft der Milchstraße auch. Die berühmte Materieader zwischen den Magellanschen Wolken muß einen ähnlichen Ursprung haben wie die Nabelschnur zwischen diesen beiden Galaxien. Auch die Magellanschen Wolken haben sich vor Urzeiten einmal nach einem Zusammenstoß wieder voneinander getrennt, so daß sich ein Materieschlauch zwischen den beiden Hauptmassen bildete."

Auf der Kuppelwandung strebten die beiden Galaxien immer weiter voneinander fort. Die Schlauchverbindung zog sich in die Länge, wurde immer dünner.

"Es hat zwei Milliarden Jahre gedauert, bis es zu der Situation kam, die sich unserem Auge heute bietet. In einigen Jahrtausenden wird die Nabelschnur an ihrer dünnsten Stelle reißen - und eine oder mehrere Galaxien werden sich bilden. In vielen Fällen haben solche Kleingalaxien eine Eigenbewegung entwickelt, so daß es zu ganz typischen Sternennebeln wie bei ANDRO-Alpha und ANDRO-Beta kommt."

Der Astronom gab dem Mann am Projektor ein Zeichen.

Gleich darauf wechselte die Szene, und über die Kuppelwandung zog sich nur noch die vergrößerte Nabelschnur zwischen den beiden Galaxien dahin.

Ganz deutlich war eine verdünnte Stelle zu sehen, an der die Schlauchverbindung dereinst zerreißen würde.

"Hier steht die Erde", erklärte der Astronom, und bei der sogenannten "Zerreißstelle" erschien ein blinkender Pfeil. "Hier sind die größten energetischen Turbulenzen des Mahlstroms zu finden. Dazu kommt es, weil jede Galaxis für sich ein energetisches Gleichgewicht sucht, um sich zu stabilisieren. An der Reibstelle dieser gegeneinander wirkenden Energiezonen entstehen so hyperenergetische Kräfte, die einem auf Empfang justierten Materietransmitter gleichen. Nur deshalb war es möglich, daß die Erde im Mahlstrom materialisierte. Wir verdanken unser Schicksal also nicht dem gezielten Wirken einer übermächtigen Technik, sondern einer Laune der Natur. Wenn wir nun die Projektion wieder in geraffter Form ablaufen lassen, können Sie ganz deutlich sehen, welche Vorgänge sich an der voraussichtlichen Zerreißstelle der Nabelschnur abspielen."

Der Mann am Projektor ließ die Projektion in Zeitraffer ablaufen. Dadurch wurden die ungeheuren Kräfte des Mahlstroms optisch ganz deutlich sichtbar. Dem Betrachter -zumindest mir erging es so - wurde die elementare Gewalt der Energiestürme, die in diesem Gebiet tobten, bewußt, man glaubte ihre vernichtende Kraft zu spüren.

An einer Stelle, dort wo die Nabelschnur am dünnsten war und sich als wespentailenartige Verschnürung zeigte, hatte sich ein Wirbel gebildet. Die energetischen Turbulenzen hatten dort das Aussehen einer Windhose oder eines Wasserstrudels.

Auch als der Zeitraffer abgeschaltet wurde, war noch ganz deutlich ein Trichter zu sehen, auf den Materieansammlungen, Sonnen und Planeten zutrieben - und darin verschwanden.

Auf die Frage einiger Wissenschaftler, was dieser Trichter zu bedeuten hatte, gab der Astronom eine erschütternde Antwort.

"Unsere Fernortungen haben ergeben, daß dieser Trichter alles in sich aufsaugt. Er übt auf die Sonnen und Planeten eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Sie werden alle diesem Schlund entgegengeführt und verschwinden darin. Wohin sie von dort geschleudert werden oder ob ihnen darin die endgültige Vernichtung droht, wissen wir nicht. Aber eines steht fest: Die Erde wird unaufhaltsam von diesem Schlund angezogen."

Diesen Worten folgte totale Stille. Ich glaube, in diesem Augenblick wurde uns allen so recht bewußt, wie hilflos und unscheinbar wir Menschen angesichts dieser kosmischen Kräfte waren.

Der Astronom schien von der Wirkung seiner Worte selbst verblüfft. Er versuchte ein Lächeln und fügte beschwichtigend hinzu:

"Dieser Vorgang wird natürlich einige tausend Jahre dauern.

Es besteht also keine akute Gefahr. Aber immerhin müssen wir uns vor Augen halten, daß die Erde im Sog des Trichters verschwindet, wenn wir nichts dagegen unternehmen. So wenig erfreulich diese Aussichten sind, haben wir doch Tausende von Jahren Zeit, eine Lösung unseres Problems zu finden."

Wenn auch nicht gerade in Welt-Untergangsstimmung, so kehrten wir doch einigermaßen deprimiert in die Kommandozentrale zurück.

Dort erwartete mich eine Neuigkeit, die mich die wenig erfreulichen Zukunftsaussichten vergessen ließ.

Unter den unzähligen Meldungen, die wir von den fünfhundert Schiffen der Funkbrücke erhielten, befand sich eine, die die anderen in den Schatten stellte. Die Bordpositronik hatte sie aus der Fülle der einlaufenden Daten herausgefiltert.

Als ich mit den Mutanten in die Kommandozentrale zurückkam, war der Cheffunker, Major Donald Freyer, gerade mit der Überprüfung der Meldung beschäftigt.

"Wir haben unbekannte Funksignale empfangen", berichtete mir Oberst Elas Korom-Khan. "Genaueres ist mir noch nicht bekannt. Aber in der Funkzentrale läuft die Auswertung auf vollen Touren. Wollen Sie sich von der Kommandozentrale aus in die Auswertung einschalten?"

Ich winkte ab und begab mich in die Funkzentrale.

Dort erfuhr ich vom Cheffunker Genaueres.

Donald Freyer gehörte zur Stammbesatzung der MARCO POLO, er war sozusagen an Bord des Flaggschiffs in Ehren ergraut, was aber nur symbolisch zu verstehen war, denn trotz seiner siebzig Jahre zierte seinen brünetten Lockenschopf noch kein einziges graues Haar. Er war sich seiner schleppenden Aussprache vollauf bewußt, deshalb fiel er bei wichtigen Meldungen ins andere Extrem und gab dabei jedem Wort eine besonders scharfe Akzentuierung. In meiner Gegenwart gab er sich aber gelöster, wofür ich ihm dankbar war.

"Was hat es mit den Funksignalen auf sich, die Sie empfangen haben, Freyer?" erkundigte ich mich bei ihm.

Er machte eine verneinende Handbewegung.

"Nicht die MARCO POLO hat die Funksignale empfangen.

Wir haben sie von der HARLOWER übermittelt bekommen. Das ist ein schwerer Kreuzer, der keine vierhundert Lichtjahre über der Nabelschnur Position bezogen hat. Wollen Sie mal hören?"

Er spielte mir das Band vor, auf dem die Funksignale aufgezeichnet waren. Viel war nicht zu hören, nur hie und da erklang zwischen den Störungsgeräuschen ein an und abschwellendes Piepen.

"Wir haben die Störgeräusche herausgefiltert, aber besser ging es nicht", bemerkte Freyer dazu.

"Haben Sie etwas damit anfangen können?" fragte ich.

"Sie meinen, ob es uns gelang, die Signale zu entschlüsseln?" Er schüttelte den Kopf. "Nichts zu machen. Wir haben sie sogar mit den Funksignalen der fremden Schiffe verglichen, die Terra attackieren wollten. Aber es besteht überhaupt keine Ähnlichkeit. Ich habe keine Hoffnung, daß wir sie entschlüsseln können, dafür sind sie zu verstümmt. Einige Signale wiederholen sich zwar immer wieder. Aber das ist zu wenig. Interessant ist allerdings, daß es sich um Normalfunksignale handelt, also einfach lichtschnell.

Sie müssen lange unterwegs gewesen sein. Daß die HARLOWER sie überhaupt empfangen konnte, ist dem Umstand zu verdanken, daß sie sich in einem relativ leeren Raumsektor befindet, der kaum unter dem Einfluß des Mahlstroms steht."

"Wie lange waren die Funksignale unterwegs?" wollte ich wissen.

"Darüber hat man auf der HARLOWER keine Auskunft gegeben. Vielleicht weiß man inzwischen schon mehr darüber. Ich werde rückfragen."

Während Freyer sich über die Relaischiffe mit der fast 150.000 Lichtjahre entfernten HARLOWER in Verbindung setzte, hörte ich mir die Bandaufzeichnung immer und immer wieder an.

Der Funkspruch konnte schon Jahrhunderte alt sein. Möglicherweise lebten die Sender überhaupt nicht mehr.

Obwohl Hyperfunkwellen praktisch in Nullzeit parsekweite Entferungen überbrückten, entstand durch die Zwischenschaltung der Relaisstationen eine kurze Zeitverzögerung. Deshalb vergingen einige Minuten, bevor Freyer auf seinen Anruf Antwort erhielt.

Der Funkspruch der HARLOWER kam in Klartext.

"Es ist uns nach wie vor nicht gelungen, die Funksignale zu entschlüsseln", ertönte eine nur leicht verzerrte Stimme. "Aber die Wahrscheinlichkeitsberechnungen haben ergeben, daß es sich mit ziemlicher Sicherheit um einen Hilferuf handelt. Allerdings ist er längst nicht mehr aktuell."

Es entstand für einige Sekunden Funkstille, die wahrscheinlich durch den Ausfall einer Relaisstation zu erklären war. Dann kam die Stimme wieder, diesmal etwas deutlicher.

"Wer immer auch den Notruf abgegeben hat, die Hilfe dürfte für ihn zu spät kommen. Der Funkspruch wurde vor rund vierhundertfünfzig Jahren abgegeben. Wir sind den Funksignalen nachgegangen und auf eine Sonne im Randgebiet des Mahlstroms gestoßen. Dort, in der Peripherie, sind die energetischen Turbulenzen kein nennenswerter Störfaktor, so daß wir eine ziemlich aufschlußreiche Fernortung bekommen haben.

Die von uns angepeilte Sonne muß Planeten besitzen. Und von einem dieser Planeten stammen die Funksignale. Die Entfernung beträgt ziemlich genau vierhundertfünfzig Lichtjahre. Sollen wir das Sonnensystem erkunden?"

Der Cheffunker sah mich erwartungsvoll an.

"Vierhundertfünfzig Jahre sind eine lange Zeit", meinte er dabei. "Denen, die damals Hilfe brauchten, tut heute wahrscheinlich kein Knochen mehr weh."

"Schon möglich, Freyer", gab ich zu. "Aber ich möchte den Spuren dieser Lebewesen dennoch nachgehen."

"Soll ich der HARLOWER Einsatzbefehl geben?"

Ich schüttelte den Kopf.

Wir hatten unsere Mission beendet. Ich konnte mir zwar vorstellen, daß die Astronomen und Kosmologen noch wochenlang mit der Beobachtung des Materieschlauches zwischen den beiden Galaxien hätten zubringen können, doch sensationelle Ergebnisse waren nicht zu erwarten.

Wir wußten über unsere Lage Bescheid, und eine Standortbestimmung der Erde war nach den ersten Ergebnissen in nächster Zeit nicht zu erwarten.

Was sollten wir hier also noch?

Faszinierender und aufschlußreicher konnte es da schon sein, den jahrhundertealten Spuren eines unbekannten Volkes nachzugehen. Dadurch konnten wir mehr über die soziologische und biologische Struktur des Mahlstroms erfahren.

"Die HARLOWER soll auf Position bleiben und durch Fernortung weitere Daten über besagtes Sonnensystem beschaffen", befahl ich. "Wir werden mit der gesamten Flotte das neue Ziel anfliegen. Die HARLOWER wird uns lotsen."

Horrel' Eger

Meine Erregung wuchs mit jedem Schritt, den ich meinem Ziel näherram. Als ich in der Menge plötzlich einem Naturschützer gegenüberstand, stellte sich mir der Kopfflamm zu Berge. Mein Herz setzte aus, einige Augenblicke lang schien der Lärm in der Straßenschlucht zu verstummen, bleierne Stille schien mich zu umgeben.

Der Grünuniformierte sah mich an. Ich dachte: Jetzt hat er dich erkannt. Aber dann wanderten seine Augen wieder weiter. Der Lärm um mich setzte wieder ein. Ich hatte mir alles nur eingebildet.

Was für ein Narr ich doch war. Wofür fürchtete ich mich? Man sollte meinen, daß ich mit der Zeit etwas abgebrühter geworden war - und überhaupt, die Gefahr war doch mein Geschäft. Wenn ich selbst etwas Verbotenes tat, hätte ich so kaltblütig sein sollen wie bei der Jagd nach Gesetzesübertretern.

Aber das eine ließ sich mit dem anderen nicht vergleichen.

Der Gang zu den Gewölben der Sünde war immer wieder ein Nervenkitzel. Ich würde meine Ängste wohl nie loswerden.

Warum tat ich es dann noch immer? Ich hätte die Finger davon lassen sollen. Aber das war mir unmöglich. Ich war wie süchtig.

Meine Augen wanderten argwöhnisch umher, während ich mir meinen Weg durch die Straßenschluchten bahnte. Meine größte Sorge war, daß mich irgend jemand erkennen würde. Aber ich hatte mich verkleidet.

Nicht, daß ich Maske gemacht hätte. Ich trug nur mein Privatgewand - und man sollte nicht glauben, wie die Kleidung jemanden verändern konnte. Ich war nicht mehr Horre der Giftgrüne, sondern irgendein anonymer Passant. Und wenn mich doch jemand zufällig erkannte, konnte ich immer noch sagen, ich sei inkognito zu einer Razzia unterwegs.

Das sagte ich mir, aber diese Überlegung konnte mein Schnabelzittern nicht verhindern.

Dabei war es so leicht, in Cranschto unterzutauchen. In dieser hektischen 30-Millionen-Stadt"einen einzelnen finden zu wollen, war aussichtslos, wie in einem Schursalon nach einer einzelnen Feder zu suchen.

Cranschto war zu jeder Tages - und Nachtzeit ein Rummelplatz. Trubel in den Straßen, Hektik auf den Plätzen, Chaos überall - unter und über der Planetenoberfläche. Cranschto war der Schmelztiegel von Zannack, der Pulsschlag des Lebens, ein Sündenpfuhl, Cranschto besaß die höchste Sterbezrate, die höchste Geburtenrate, Cranschto war der abscheulichste Müllablageplatz des ganzen Planeten.

Und doch war Cranschto die Perle von Zannack. Wer hier lebte, konnte für die Stadt nur eine Art Haßliebe empfinden. Man verabscheute die grauen Häuserschluchten, die tiefen, verschmutzten Bunker, den Gestank, die Kunststoffgefängnisse, in denen man wohnte - aber man liebte hier das Leben wie nirgendwo sonst. Man hing mit einer geradezu widernatürlichen Verbissenheit an diesem erbärmlichen Leben, um das man jeden Tag erneut kämpfen mußte.

Ich war gleich an meinem Ziel. Ein kurzer Gedanke an Layga.

Sie saß in ihrem Kunststoffgefängnis und wartete auf meine Rückkehr. Sie glaubte, daß ich beruflich unterwegs sei.

Mein schlechtes Gewissen drückte mich. Ich hätte sie mitnehmen sollen, es hätte sich gehört, daß ich sie in mein Geheimnis einweichte.

Aber wenn sie mich verriet? In meiner Position konnte ich mir solch einen Skandal nicht leisten. Layga war auch so glücklich, falls sie überhaupt wußte, was Glück war. Ich glaube, sie kannte nicht einmal das Unglück. Weder das eine noch das andere war ihr bekannt, sie lebte in der Mitte. Die goldene, nein, die kunststoffene Mitte war ihr Dasein.

Vielelleicht befaßte sie sich mit der Pflege unseres Terrassengartens, oder sie fütterte gerade die Fische im Aquarium?

Exotische Fische!

Algenmenü!

Die verlockenden Leuchtschriften schmerzten meinen Augen. Sie waren es wohl, die die Assoziation mit unserem Aquarium in mir weckten. Layga interessierte sich nicht für mein Aquarium. Wie hätte es mich gefreut, wenn sie einen meiner Fische auch nur mit einem einzigen Blick wenigstens gestreift hätte. Aber sie konnte ihnen keinen Reiz abgewinnen.

Ich muß gestehen, daß ich selbst schon längst keine Freude mehr an meiner Dachterrasse und meinem Aquarium hatte. Aber aus anderen Gründen als Layga. Denn ich hatte die wahren Dinge des Lebens kennengelernt.

Bald würde es wieder soweit sein.

Nur noch wenige Schritte, und ich hatte mein Ziel erreicht.

Klub Natur.

Da war das kleine, unauffällige Schild. Es ging in der schreienden Reklame der anderen Lokale und Geschäfte unter.

Ich blickte mich kurz um, dann verschwand ich in dem schmalen Hauseingang. Die Treppe in die Tiefe nahm ich mit kurzen, hastigen

Schritten. Dann war ich vor der verheißungsvollen Tür angelangt.

Die Tür war grau und kahl, so unscheinbar wie das Hinweisschild auf der Straße. Aber für die Eingeweihten war es das Tor zum Paradies. Nur Mitglieder hatten einen Schlüssel zu diesem Tor.

Ich holte ihn mit zitternden Fingern hervor und, den Schnabel fest zusammengepreßt, sperrte ich auf.

Leise Musik klang mir entgegen. Ich drückte die Tür hinter mir zu. Lehnte einige Atemzüge lang mit geschlossenen Augen dagegen. Jetzt hatte ich es nicht mehr so eilig. Erst nachdem ich mich etwas beruhigt hatte, betrat ich den Klub.

Vorhänge aus echten Pflanzenfasern versperrten mir den Weg. Ich teilte sie, der Stoff fühlte sich warm und weich unter meinen Fingern an. Ein wohliger Schauder rann mir über den Rücken, danach wurde mir warm unter dem Körperflaum.

Der Klubraum... Ich sah im schwachen Kerzenschein einige bekannte Gesichter: Politiker wie ich, Geschäftsleute, andere Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, deren Gesichter man aus den Zeitungen und dem Fernsehen kannte. Dort war auch ein berühmter Astronaut. Ich kannte seinen Namen ebensogut wie die Namen von einem Dutzend der anderen Clubmitglieder. Sie wußten auch, daß ich Horre der Giftgrüne war. Aber wir taten so, als würden wir einander nicht kennen.

Ich suchte nach Gisgo d'Everen. Als ich ihn nirgends sah, setzte ich mich an einen freien Tisch. Durch mein Körpergewicht wurde ein Stromkontakt geschlossen, der im Dienstbotenzimmer einen der Diener aufschreckte. Es dauerte nicht lange, da war er an meinem Tisch.

Ich bestellte die Spezialität des Hauses, mit allen Gängen.

Er verschwand wieder. Wenig später kehrte er mit einem Glas Fruchtsaft zurück.

Um mich versank die Welt. Ich sah und hörte nichts, sondern kostete den Geschmack des herrlichen Saftes, in dem Fruchtfleisch schwamm, aus.

Die weitere Speisenfolge war: Salat aus roten Jungpflanzen, in Kern-Öl angemacht und vierzigfach gewürzt - ich bildete mir ein, jedes einzelne Gewürz herausschmecken zu können, verdünnter Honigbrei in Korkenblüten, mit Samenkörnern garniert, Fleisch in Scheiben, dazu "Soße Kräuterallerlei" ...

Ich verließ den Club durch eine andere Tür. Draußen wartete eine Kutsche mit einem Vierergespann weißer Llongas. Prächtige Tiere.

"Wohin, Euer Erhabenheit?" fragte der in Vlandt-Pelze gekleidete Kutscher.

Ich machte eine unbestimmte Handbewegung. Irgendwohin, Kutscher, nur fort aus Cranschto.

Die Luft war mild und würzig. Eine leichte Brise kam aus den Bergen. Die Sonne blinzelt durch die Sträucher, ich genoß ihre Wärme.

Wann hatte ich das zuletzt getan? Vor zwei Jahren, als ich mit Eisstarre zu Bett gelegen hatte. Damals hatte mich Layga auf die Terrasse getragen, um mich für wenige Augenblicke von den Strahlen der Mittagssonne wärmen zu lassen. Das war der besondere Luxus meiner Wohnung: Die Terrasse stand wenige Minuten am Tage im Sonnenlicht.

Aber jetzt hatte ich die Sonne ganz für mich.

Wir fuhren aus dem Park hinaus. Vor uns lag eine endlose Wiese. Sie reichte bis zum Horizont - und sogar darüber hinaus.

Es gab einige Bauminselfe in der saftig-grünen Ebene, dazwischen standen schmucke Häuser.

Wir fuhren in Windeseile daran vorbei. Glückliche Menschen winkten uns. Ich genoß die reine Luft in vollen Zügen.

"Anhalten!"

Die Kutsche blieb stehen. Ich stieg aus, ging einige Schritte über die Wiese - nein, ich watete bis zu den Knien in dem saftigen Grün, in dem Blumen pastellfarbene Tupfer setzten.

Vor einer blaßrosa schillernden Blume blieb ich stehen, kniete nieder. Ich streckte meine Hand aus, zog sie aber sofort wieder zurück. Als ich mich zum Kutscher umdrehte, nickte er mir aufmunternd zu.

Da faßte ich mir ein Herz und pflückte die Blume. Wie berauscht erhob ich mich, hielt mir die Blüte unter die Nase und atmete ihren Duft mit geschlossenen Augen ein.

Welche Kostbarkeit...

Gewitterwolken zogen auf. Der Kutscher sagte irgend etwas zu mir, und obwohl ich die Worte nicht verstand, wußte ich, daß er mich zur Eile rief. Ich stieg wieder in die Kutsche, er trieb die Llongas an - und weiter ging die Fahrt, in halsbrecherischem Tempo dem Horizont zu, wo mein Wochenendhaus inmitten eines Haines aus blühenden Sträuchern stand.

Hierher kam ich immer, um mich von meinem anstrengenden Job in der Stadt zu erholen.

Layga erwartete mich bereits. Ich steckte ihr die Blume, die ich auf der Wiese gepflückt hatte, in den Kopfflaum und rieb meinen Schnabel zärtlich an ihrem.

"Ich möchte wieder ein Vogel sein, wie es unsere Stammväter waren", sagte sie verträumt, "und zu den Wolken hochfliegen."

"Auf den Wolken blüht keine Blume", sagte ich ihr.

Wir gingen ins Haus. Layga erntete in der Küche Gelbkrautsprößlinge und pflückte einige der unter dem Sonnendachfilter gereiften Früchte. Ich nahm inzwischen ein Bad im Bach, der quer durch unser Haus lief. Es war eine Freude, in der eiskalten Strömung zu liegen, mit den springenden Fischen zu spielen, das Wasser einzusaugen und es in einer hohen Fontäne wieder auszuspeien.

Nach dem Bad entspannte ich mich auf dem dornenlosen Heckenbett und hörte Nachrichten.

Die Nachrichten handelten fast ausschließlich von Umweltschändern. Man hatte drei Baummörder zur lebenslangen Aufforstung verurteilt. Ein Fabrikant, der ungeklärte Abwässer ins Meer geleitet hatte, wurde zu zwei Jahren Dienst an den Unterwasserkulturen verurteilt. Der Naturschutz-Bund griff hart durch. Und -das war gut so, denn wenn man die Umweltschänder nicht rigoros bestrafte und sie weitermachen ließe, dann würde unsere Welt in einigen Jahrzehnten nur noch eine Kloake sein.

Layga kam mit dem Essen. Sie hatte wieder einmal die erlesenen Köstlichkeiten zu einem Menü zusammengestellt.

Wir aßen andächtig und schweigend - so, als wären es die letzten Naturprodukte, die es auf unserer Welt noch gab.

Nach dem Essen beschlossen wir, in den Naturpark hinauszufahren und die Tiere bei der Tränke zu beobachten.

Es wurde zu einem eindrucksvollen Erlebnis.

"Was für herrliche Geschöpfe", sagte Layga. "Wenn man bedenkt, daß all diese Tausende von Tierarten eines Tages vielleicht ausgestorben sein werden..."

"Dazu wird es nicht kommen", versicherte ich ihr. "Wir vom Naturschutz-Bund werden für die Erhaltung der Tierwelt sorgen. Unsere Welt wird eine Bastion der Natur in einem Kunststoffimperium bleiben. Wir bringen jeden Tag hundert neue Gesetze heraus, um die Natur zu schützen."

Wir kehrten nach Hause zurück und gingen früh zu Bett. Am nächsten Morgen weckte mich das Gezwitscher der Vögel. Layga schlief noch, als ich mit der Kutsche zurück nach Cranschto fuhr.

In meinem Büro wartete meine Sekretärin mit einem dicken Aktenbündel auf mich. Bevor ich mich über das Studium der Akten mache, lehnte ich mich in meinen blumenumrankten Sessel zurück und ließ den berauschenenden Duft der Blüten auf mich einwirken.

Meine Sekretärin umriß mir in Stichworten die einzelnen Fälle, die auf mich warteten.... Ein Tierquäler ... ein Schänder, der einen unter Naturschutz stehenden Baum gefällt hatte... ein Plastikanbeter, der irgendeiner Sekte angehörte, die sich von Pillen ernährte und auch sonst alles Synthetische dem Natürlicheren vorzog.

Diesen Fall nahm ich mir zuerst vor.

"Zannack wird nie ein Kunststoffimperium", sagte ich in meinem abschließenden Plädoyer. "Das Urteil: zwei Jahre Dienst in der Dschungelstation Hoffnung."

Später erfuhr ich, daß der Plastikanbeter Selbstmord begangen hatte.

In mühevoller Kleinarbeit kamen wir dieser Sekte wenige Tage später auf die Spur. Wir umzingelten ihren Tempel und überraschten sie während eines schaurigen Rituals.

Sie schlachteten ein Tier, waiedeten es aus, um es anschließend auszustopfen und einen Kunststoffabguß davon herzustellen. Diesen Götzen beteten sie an.

Als wir den Tempel stürmten, gelang es allein unserer Tierarmee, sie zu überwältigen. Alle Sektenmitglieder standen unter Drogeneinfluß. Von einem, den wir zur Natur bekehren konnten, erfuhren wir später, daß die Drogen ihnen zu Wachträumen verholfen hatten.

In ihren Träumen war die Welt voll technisiert, der Itrink hatte sich von der Natur losgesagt, war nicht mehr der Knecht der Schöpfung, sondern triumphierte über sie. Der Itrink konnte alles selbst erschaffen, seine Nahrung, seine Pflanzenkulturen und seine Haustiere. Alles synthetisch, wohin man blickte.

Nachdem besagter Sektierer bekehrt worden war, bezeichnete er diese Visionen nur noch als das, was sie wirklich waren: Alpträume, die niemals wahr werden durften.

Er wurde daraufhin zu einem der fanatischsten Naturschützer.

Jahre danach wurde er mein Vorgesetzter und führte die Todesstrafe für Naturschänder ein.

Ich nahm Urlaub und kehrte zu Layga und meinem paradiesischen Wochenendhaus zurück. Als ich aus der Kutsche stieg, bemächtigte sich meiner ein Gefühl der Beklemmung. Das Haus, der Blütenhain, der Bach mit den Fischen - alles war wie immer, nichts hatte sich verändert. Und doch war in mir die furchtbare Angst, von diesem Paradies Abschied nehmen zu müssen.

Ich blickte zum Kutscher zurück. Er nickte mir aufmunternd zu. Ich bückte mich im Gehen nach einer Blume, pflückte sie. Ich wollte Layga nicht mit leeren Händen gegenübertreten.

Dann stand ich vor der Tür zu meinem Blumenhaus. Wieder bemächtigte sich meiner eine unerklärliche Angst. Ich wollte umkehren. Aber ein innerer Zwang veranlaßte mich, die Tür zu öffnen.

Vor meinen Augen wurde alles schwarz.

"Horre! Horre!" drang Laygas verängstigte Stimme wie durch einen Großstadtsmog zu mir.

"Horre, so wach doch endlich auf!"

Ich öffnete die Augen. Über mir war Laygas besorgtes Gesicht. Sie war schön wie immer - und doch war sie irgendwie verändert. In unserem Wochenendhaus hatte sie ganz anders ausgesehen, war sie von natürlicher Schönheit gewesen. Jetzt hatte sie einen geschminkten Schnabel, ihr Körperflaum war gefärbt, die Augen mit Leuchtfarben getönt.

"Was ist geschehen?" fragte ich verzweifelt.

"Sie haben dich bewußtlos auf der Straße gefunden. Wie schon so oft in den letzten Wochen. Auf mein Ersuchen haben sie dich nicht zur Reparatur eingeliefert, sondern dich nach Hause gebracht. Du bist zu Hause, Horre!"

Zu Hause?

Ja... zu Hause... Aber das war nicht das Zuhause meiner Träume. Ich erinnerte mich wieder. Ich war im Club gewesen und hatte die Spezialität des Hauses genommen.

"Wieviel Zeit ist vergangen?"

"Du meinst, seit du von hier fortgingst?"

"Ja."

Ein Tag - fast genau ein Tag."

"Und ich habe ein halbes Itrinkalter gelebt."

Ich blickte mich um, suchte nach dem dornenlosen Heckenbett, der Früchteküche, dem Gemüsegarten, dem Fischbach ... Aber da war nur die Terrasse mit den Kunststoff blumen, die einmal am Tag für wenige Augenblicke im Sonnenlicht standen. Und dort stand auch das Aquarium mit den elektronischen Fischen. Und in meinen Händen hielt ich noch die Blume, die ich gepflückt hatte, bevor ich durch die Tür ging. Sie duftete intensiv, aufdringlich. Sie war aus Plastik. Ich steckte sie Layga mit zitternden Fingern in den gefärbten Kopfflaum.

"O Horre!" rief sie beglückt aus.

Da wußte ich endgültig, daß der Traum von einer besseren Welt zu Ende war. Ich hatte die Spezialität des Hauses genossen, ein kurzes Glück, aus dem es jedesmal ein böses Erwachen gab.

Es würde lange dauern, bis ich mich mit meinem Leben in der Kunststoffwelt zurechtfinden würde.

Aber trotz dieser schrecklichen Nachwirkung würde ich wieder in den Club gehen und wieder träumen. Ich war süchtig nach diesen verbotenen Träumen von Bäumen und Gräsern und Blumen und Kutschen mit vorgespannten Llongas und unübersehbaren Tierherden.

In den Fernsehnachrichten kam gerade die Meldung durch, daß das letzte Llonga im Tiersanatorium von Cranschto verstorben war.

Die Ärzte, die um das Leben dieses Tieres gekämpft und letztlich doch versagt hatten, waren nach dem Paragraphen soundso des Naturschutzrechtes auf der Stelle hingerichtet worden...

"Sie sehen so verträumt aus, Horre", sagte Gisgo d'Everen.

Ich wußte natürlich, daß er auf meinen Besuch im "Club Natur" anspielte. Er war der einzige im Ministerium, der von meiner Schwäche wußte. Und damit hatte er mich in der Hand. Ein Wort von ihm, und ich wäre ein toter Mann gewesen.

Ich hätte ihm für sein Schweigen dankbar sein müssen, doch ich haßte ihn. Ich hätte ihm dankbar sein müssen, daß er mich im Club einführte, doch ich verdammte ihn deswegen. Er hatte mein Leben, meine Karriere zerstört und mich zum Verräter an meinen Idealen gemacht.

Jedesmal wenn ich einen Gesetzesbrecher zur Strecke brachte, kam ich mir wie ein Mörder vor. Wie konnte ich über andere richten, wo ich mich selbst eines der furchtbarsten Verbrechens schuldig machte: dem Traum von der Vergangenheit!

Der Augenblick, als Gisgo mich mit in den Club nahm, ist mir noch gut in Erinnerung, so als sei es gestern gewesen.

Er hatte mich zum Essen eingeladen. Dabei ließ er die Bemerkung fallen, daß ihm die Algenmenüs bereits zum Schnabel heraushingen. Ich sagte, daß wir froh sein könnten, wenigstens noch Algen in unseren toten Meeren züchten zu können. Algen seien der beste Ersatz für natürliche Produkte. Ein Llonga-Ersatz sei geschmacklich nicht von echtem Llongafleisch zu unterscheiden.

Er lachte mich aus. Wie ich denn das wohl beurteilen wolle, wo ich in meinem Leben noch kein echtes Llongafleisch gegessen habe? fragte er. Und ob ich es einmal ausprobieren wolle?

Das war der Anfang gewesen. Er führte mich in den "Club Natur". Er war eingetragenes Mitglied und stellte mich als Freund vor. Und ich bekam tatsächlich echtes Llongafleisch serviert.

Anfangs war ich nicht sicher, ob es sich nicht auch nur um einen Ersatz handelte. Aber es schmeckte doch ganz anders, als die Algen mit Llongageschmack, saftiger, frischer - einfach viel natürlicher. Und Gisgo schwor, daß es sich um Llongafleisch handle. Ich dürfte hierherkommen, sooft ich wollte, nur sei es verpönt, Fragen zu stellen.

Ich fragte nicht - und kam immer öfter in den Club. Gisgo begleitete mich nur noch einmal. Das war an dem Tag, als er mir anbot, mir die Spezialität des Hauses zu vermitteln.

Das war mein erster Traum vom Paradies.

Und ich war von diesem ersten Traum an süchtig nach weiteren Träumen.

"Ich gehe nicht mehr hin", sagte ich, als ich nun Gisgo in seinem Büro gegenübersaß.

Er öffnete den Schnabel weit und krächzte belustigt.

"Das können Sie nicht, Horre. Sie kommen davon nicht mehr los."

"Sie sind doch auch davon losgekommen, Gisgo", sagte ich. "Jedenfalls habe ich Sie schon seit Monaten nicht mehr im Club gesehen."

"Mit mir ist es etwas anderes. Und was Sie betrifft, Horre, Sie können nicht mehr zurück. Wenn Sie aus dem Club austreten wollen, wäre das Verrat. Und für Sie käme es einem Todesurteil gleich. Machen Sie nicht so ein Gesicht. Freuen Sie sich lieber, daß Sie zu den wenigen Privilegierten gehören. Freuen Sie sich an den Träumen und lassen Sie die anderen im Müll ersticken.

Wir verstehen uns doch, Horre?"

Das war Erpressung. Gisgo war der einflußreichste Naturschützer von Cranschto, er hatte fast absolute Macht über die Stadt. Ich fragte mich, wieso er sich für so etwas hergab. Was bezweckte er damit?

In diesem Moment beschloß ich, den Kampf gegen ihn aufzunehmen und herauszufinden zu versuchen, welche dunkle Machenschaften er betrieb. Ich würde alles aufdecken, den Club auffliegen lassen und Gisgo zu Fall bringen - selbst wenn es mich das Leben kostete.

"Ich habe Ihre Drohung verstanden, Gisgo", sagte ich und machte mich auf den Weg zum Verhandlungssaal, wo ich in einem Schnellverfahren eine Gruppe von skrupellosen Umweltverschmutzern abzuurteilen hatte.

Aber ich wußte, daß ich kein einziges Todesurteil aussprechen würde.

Gisgo verwendete sein Wissen nicht als Druckmittel gegen mich, obwohl ich ständig darauf gefaßt war. Nur einmal sagte er: "Horre, es kann sein, daß wir eines Tages Ihre Hilfe benötigen. Dann müssen Sie für mich dasein."

Ich ging nicht darauf ein, fragte ihn auch nicht, wen er mit "wir", meinte, obwohl es mich brennend interessierte.

Gehörte er irgendeiner Sekte an? Einer Geheimorganisation, die einen Putsch vorbereitete?

Drei Wochen hielt ich der Versuchung stand, in den Club zu gehen. Das Wasser rann mir im Schnabel zusammen, wenn ich nur an das saftige Llonga-Fleisch dachte. Es stand für mich nun außer Zweifel, daß es sich um echtes Llonga-Fleisch handelte, das man im Club servierte.

Es war mir bei meinem vorletzten Besuch gelungen, einen Knochen an mich zu nehmen, ohne daß es jemand bemerkte. Ich hatte ihn zur chemischen Analyse eingereicht, und das Ergebnis war positiv. Das hatte mir ein peinliches Verhör eingebracht, doch meiner Integrität und meiner Immunität hatte ich es zu verdanken, daß die Geheimpolizisten mich ungeschoren ließen. Ich konnte ihnen plausibel machen, daß ich einer großen Sache auf der Spur sei, und ich brächte sie sogar dazu, meinem Chef Gisgo keine Meldung zu machen. Aber jetzt erwartete man langsam Ergebnisse von mir.

Meine Sehnsucht nach den grünen Wiesen des Traumlandes, dem Haus mit der Gemüsegarten-Küche und dem Fisch-Bad und dem Heckenbett wurde immer größer. Dennoch konnte ich dem Verlangen widerstehen, den Klub aufzusuchen. Ich spielte sogar mit dem Gedanken, den Klub in einer großangelegten Razzia auszuheben.

Da kam mir der Zufall zu Hilfe.

Gisgo bestellte mich in sein Büro. Als ich dort eintraf, war er völlig verstört. Er sagte, daß er schnell fort müsse, um eine unaufschiebbare Angelegenheit zu erledigen, daß er aber bald wieder zurückkomme.

Er ging. Ich war allein in seinem Büro.

Diese Gelegenheit wollte ich nutzen, und ich begann sein Büro zu durchsuchen. Zwischen Schriftstücken über Fälle, die mir bekannt waren, fand ich auch einige handschriftliche Notizen auf naturreinem Zellulosepapier. Eine Rarität! Ein fast unbezahlbarer Luxus. Ich erinnerte mich, daß ich auf dieser Papiersorte einmal vom Klub eine Einladung erhalten hatte.

Dies war jedoch keine Einladung. Dieses Schriftstück war der Plan für den Überfall der Naturschutzone Süd. Der Plan war in allen Einzelheiten ausgearbeitet und anhand einiger Skizzen erläutert. Ich machte eine Fotokopie und legte das Schriftstück auf seinen Platz zurück.

Bald darauf kam Gisgo zurück. Er wirkte zufrieden.

"Ich habe einen Geheimauftrag für Sie, Horre", sagte er. "Wie ich aus sicheren Quellen weiß, soll ein Überfall auf eine Naturschutzone stattfinden..."

Das Kartenhaus meines Verdachts gegen Gisgo stürzte in sich zusammen. Hatte ich noch vor Minuten glauben müssen, daß er mit den Verschwörern unter einer Decke steckte, so schien das durch seine Aussage widerlegt zu werden. Er war nicht ein beteiligter Mitwisser aus dem Überfall, sondern verwandte sein Wissen zum Kampf gegen die Verbrecher.

"... Wir müssen unsere gesamten Kräfte mobilisieren, um diesen Überfall zu verhindern. Es geschieht zur Errettung eines der letzten Flecke unberührter Natur. Wir Naturschützer werden die Zone Nord, wenn nötig, auch mit unserem Leben verteidigen."

"Die Zone Nord?" fragte ich überrascht.

"Da staunen Sie, was?" sagte Gisgo, sich des Überraschungseffektes vollauf bewußt. "Jawohl, diese fanatischen Kunststoffanbeter planen einen Überfall auf die Naturschutzone Nord. Sie werden Jagd auf die Tiere machen und den Park anzünden. Sie wollen die letzten Spuren der Vegetation und der Tierwelt auf Zannack beseitigen. Aber Sie und Ihre Männer werden das verhindern..."

Benommen verließ ich sein Büro. Also hatte sich mein erster Verdacht doch bestätigt. Obwohl er wußte, daß der Überfall auf die Naturschutzone Süd stattfinden sollte, wollte er mich und meine Naturschutz-Truppen zur Zone Nord locken.

Aber er würde sich wundern.

Das war die beste Gelegenheit, Gisgo d'Even zu Fall zu bringen.

"Horre, wann kommt endlich das Sonderprogramm?"

Layga rutschte unruhig auf ihrem Fernsessel hin und her. Sie stopfte unaufhörlich Algenplätzchen in den Mund und spülte sie mit Milchersatz hinunter.

"Gedulde dich doch, etwas, Schatz", vertröstete ich sie. "Das Sonderprogramm konnte nicht programmiert werden. In der Fernsehanstalt weiß man in diesem Augenblick wahrscheinlich noch nicht einmal etwas davon."

"Wie kannst du dann sicher sein...?"

"Wie oft soll ich es dir noch erklären", sagte ich seufzend. Ich bereute es fast, Layga vorzeitig eingeweicht zu haben. "Das Projekt ist geheim. Nicht einmal meine Leute wissen, warum sie zum Einsatz kommen. Ich habe die Vorbereitungen sogar ohne Wissen meines direkten Vorgesetzten getroffen."

"Wie aufregend!" Layga erschauerte in wohliger Gänsehaut. "Wenn ich bedenke, daß ich außer dir die einzige bin, die über die bevorstehenden Ereignisse Bescheid weiß! Meine Freundinnen würden blaß vor Neid werden. Ich möchte sie am liebsten anrufen. Horre, du mußt mir diesen Triumph gönnen!"

"Nein!"

Sie zuckte zusammen.

"Entschuldige, daß ich dich angeschrien habe", bat ich. "Aber wenn ich sage, daß größte Geheimhaltung geboten ist, dann meine ich es auch so. Falle mir also nicht dauernd mit deinen Freundinnen auf die Nerven."

Layga schwieg schmollend.

Im Fernsehen wurde gerade ein Bericht über die Große Alogar-Wüste gezeigt, die Gründe für ihre Entstehung und Ausdehnung über den gesamten Kontinent wurden aufgedeckt - allerdings nicht mit der nötigen Objektivität.

Noch vor hundert Jahren - so war es in den Geschichtsbüchern nachzulesen - war Alogar ein blühender Kontinent gewesen.

Doch schon damals war der Grundstock für seine Verödung gelegt worden. Die Regierung hatte den größten Teil des Kontinents zum Sperrgebiet erklärt und dort Forschungsstationen, militärische Stützpunkte und Atommeiler errichten lassen. Nur ein kleines Gebiet um Cranschto, die heutige Naturschutzone, war für die Bevölkerung als Erholungsgebiete frei zugänglich.

Im Sperrgebiet betrieb man die Ausrottung der Natur geradezu systematisch. Der Atom-Müll der Kraftwerke wurde unter der Planetenoberfläche einbetoniert und nicht in den Weltraum oder auf den vierten Planeten befördert.

Das ging nicht lange gut. Die Gebiete mit dem Atom-Müll wurden nach und nach radioaktiv verseucht. Pflanzen und Tiere starben aus. Anstatt diese Landstriche zu sanieren, wandelte die Regierung sie in Müllablageplätze um. Nun wurde der Müll, in der Mehrzahl Plastikabfälle, von ganz Zannack nach Alogar gebracht. Nach weiteren vier Jahrzehnten war der Kontinent eine einzige Wüste, in der kein Leben gedeihen konnte.

Die radioaktive Strahlung hatte in Zusammenwirken mit den organischen Abfällen und dem Kunststoffmüll seltsame Phänomene hervorgebracht - Mutationen. Die Abfälle begannen im Sinne des Wortes zu wuchern, sie vermehrten sich wie organische Lebewesen, etwa wie Einzeller. Es gab ganze Müllgebirge, die bereits bis über die Wolken hinausragten. Ihre Fundamente reichten bis tief unter die Planetenoberfläche und trieben ihre Wurzeln in die Naturschutzgebiete und vereinzelt bis zur Hauptstadt Cranschto vor.

Man hatte dem Vordringen dieser Müllmutationen durch verschiedene Methoden Einhalt zu gebieten versucht.

Die Wucherungen mit Gebirgscharakter waren bombardiert worden. Man hatte die Naturschutzonen mit tief in den Boden getriebenen Betonfundamenten gegen das Vordringen des Mülls zu schützen versucht.

Doch erzielte man durch diese Maßnahmen nur Teilerfolge.

Die Betonfundamente hielten nur wenige Jahre und mußten ständig erneuert werden. Der Plastikmüll drang in die Betonwände ein und sprengte sie auf. Die Bombardierung konnte das Wachstum des radioaktiven Bio-Plastik-Mülls in die Höhe zwar eindämmen, aber nicht zum Stillstand bringen. Und die Ausweitung der Müllwucherungen in die Tiefe war nicht genau festzustellen.

Man sprach davon, daß es sich mit dem Müll der Großen Alogar-Wüste wie mit einem Eisberg verhielt: Nur der geringste Teil seiner Masse ragte über die Oberfläche hinaus.

Wissenschaftler hatten errechnet, daß für die endgültige Vernichtung des radioaktiven Bio-Plastik-Mülls Kräfte entfesselt werden müßten, die mit dem Müll auch unseren ganzen Planeten zerreißen würden. Diese Prognose zeigte deutlich, warum wir uns abfinden mußten, bis in alle Ewigkeit mit dem Müll zu leben.

Wir konnten uns dieser Geißel nicht entledigen, sondern mußten uns in unseren Bemühungen damit begnügen, die Ausweitung zu kontrollieren.

Es gab in den Tresoren der Regierung sogar schon Geheimpläne für die Evakuierung Cranschtos. Der Bio-Müll der Großen Wüste entwickelte Giftgasstoffe, die bei ungünstigem Wind zur Hauptstadt trieben.

Dann gab es Smog-Alarm. Dabei starben jedesmal Hunderte von Menschen.

Bohrversuche in den Naturschutzonen hatten gezeigt, daß es unter einer relativ dünnen Humusschicht bereits ganze Bio-Plastik-Müll-Adern gab. Diese Adern hatten sich sogar bis unter die Hauptstadt ausgeweitet, füllten Tiefbunkeranlagen aus und unterwanderten die Hochhäuser.

Dieser Stadtteil Cranschto konnte jeden Tag in sich zusammenstürzen, wenn der Mülluntergrund erst zu wuchern begann. Bisher war es den Wissenschaftlern gelungen, dies zu verhindern.

Im Fernsehen wurde anhand einer schematischen Darstellung gezeigt, wie es den Mülladern überhaupt möglich war, die Naturschutzonen zu unterwandern und bis zur Hauptstadt vorzudringen: Die Wurzeln der Müllwucherungen aus der Großen Wüste unterwanderten die Betondämme und pflanzten sich von dort aus fort.

Der Sprecher des Berichts schloß mit der Frage: Ist der Bio-Plastik-Müll als Lebewesen anzusehen? Wäre es möglich, daß diese biologisch lebenden Kunststoff Wucherungen so etwas wie Instinkt oder gar Intelligenz entwickelt haben? Könnte in diesem Zusammenhang sogar von einer Invasion unseres Planeten gesprochen werden?

Der Bildschirm wurde urplötzlich dunkel.

"Horre, kommt jetzt das Sonderprogramm?"

Ich konnte mir eine Antwort ersparen. Auf dem Bildschirm erschien der Studiosprecher und erklärte, daß im letzten Moment eine Programmänderung vorgenommen werden mußte.

"Wir zeigen Ihnen in einer Direktübertragung den Kampfeinsatz der Grünträger des Naturschutz-Bundes gegen Umweltzerstörer."

"Das ist es, Horre!"

Auf dem Bildschirm erschien ein Ausschnitt der Naturschutzone Süd. Die Kamera schwenkte und fing das Panorama des Parks ein. Am Himmel kreiste ein einsamer Vogel. Durch das Unterholz brach ein abgemagelter Hakdal. Noch vor einem halben Jahrhundert galten die Hakdals als jagdbare Pflanzenschädlinge. Als das Fleisch dann knapp wurde, fand ein findiger Kopf heraus, daß Hakdals genießbar waren und entsprechend gewürzt sogar vorzüglich schmeckten. Jetzt gab es auf ganz Zannack nur noch einige zehntausend Exemplare dieser Tiergattung. Eine stattliche Zahl - und doch waren auch sie zum Aussterben verurteilt.

Dann war auf dem Bildschirm eine andere Szene zu sehen.

Fünf vermummte Gestalten tauchten zwischen den Bäumen auf.

"Sind das Wilderer, Horre?" fragte Layga erschrocken. "Sie tragen Schußwaffen - und sie legen Fallen aus."

Layga hatte recht. Die fünf Vermummten stellten Selbstschußapparate auf, spannten Netze in den Ästen der Bäume und über Fallgruben und legten sich mit schußbereiten Narkosegewehren auf die Lauer.

Und Millionen von Fernsehzuschauer auf ganz Zannack sahen ihnen dabei zu. Ich hätte in diesem Augenblick gerne Gigos Gesicht gesehen, wenn er herausfand, daß die Übertragung aus der Naturschutzone Süd stammte.

"Sie werden die Tiere töten, Horre!" rief Layga entsetzt.

"Es besteht kein Grund zur Besorgnis", versuchte ich sie zu beruhigen. "Meine Leute sind auf dem Posten. Die Jäger halten sich für unsichtbar und glauben nicht, daß sie beobachtet werden können."

"Unsichtbar?" staunte Layga.

"Ja, sie tragen Geräte, die die elektromagnetischen Wellen ablenken sollen, so daß sie optisch nicht auszumachen sind. Das gibt es."

"Davon wußte ich nichts. Das grenzt ja fast schon an Zauberei."

"Nur eine der vielen Möglichkeiten der modernen Wissenschaft. Es gibt aber auch ein Gerät, der diesen Unsichtbarkeits-Effekt aufhebt. Aber mit dieser Möglichkeit rechnen die Jäger nicht.

Sie fühlen sich sehr sicher."

Die Szenen auf dem Bildschirm wechselten nun in schneller Folge. Die Kameras fingen Tierherden ein, die alle wie unter einem seltsamen Zwang einem gemeinsamen Punkt anstrebten.

"Wie locken die Jäger die Tiere an?" fragte Layga schaudernd.

"Ultraschall", erklärte ich. "Die Sender der Fallen strahlen Ultraschallwellen aus, die die Tiere anlocken..."

"Horre, das ist ja schrecklich. Ich ertrage es nicht länger."

Ich ergriff ihre Hand und drückte sie.

"Es wird sich alles zum Guten wenden", versicherte ich ihr.

Die Ereignisse strebten ihrem Höhepunkt zu. An die fünfzig Tiere hatten das von den Jägern umstellte Gebiet erreicht. Auf den umliegenden Bäumen hatten sich einige Vögel niedergelassen. Auch ein seltener Schilleroff war darunter.

Als eines der Tiere in eine Fallgrube einbrach, ein Vogel sich im Netz verstrickte und die Vermummten ihre Narkosewaffen ansetzten, schlugen meine Leute zu.

Sie zündeten von ihrem sicheren Versteck aus die Gasbomben. Das entströmende Betäubungsgas hing wie eine dichte Wolke über dem Einsatzgebiet. Die Tiere fielen um, doch den Vermummten konnte das Gas nichts anhaben.

Entsetzt erkannte ich, daß ihre Kleidung nicht allein der Tarnung diente, sondern daß es Schutzanzüge mit Sauerstoffgeräten waren. Vielleicht handelte es sich sogar um Raumanzüge.

Die Vermummten wandten sich zur Flucht, ohne sich um die bewußtlosen Tiere zu kümmern. Sie erkannten, daß sie in eine Falle gegangen waren und wollten nur noch das nackte Leben retten.

Auf ihrer Flucht rannten sie jedoch meinen Leuten geradewegs in die Arme:

Drei der Vermummten fielen unter den ersten Salven, der vierte brach ebenfalls wenig später im Geschoßhagel zusammen.

Der letzte Überlebende hätte vielleicht eine Chance gehabt, ungeschoren davonzukommen. Doch anstatt die Gelegenheit zur Flucht zu nutzen, tat er etwas in dieser Situation völlig Unverständliches. Er richtete eine stabähnliche Waffe, wie ich sie vorher noch nie gesehen hatte, auf seine vier toten Kameraden. Daraus schoß ein Feuerstrahl hervor - und äscherte die vier Toten ein.

Kaum war dies geschehen, fiel auch der letzte Vermummte im Feuer meiner Leute.

Wir hatten gesiegt. Dennoch konnte ich nicht triumphieren. Mir wäre es lieber gewesen, wenn wir wenigstens einen der Jäger lebend in die Hände bekommen hätten, um ihn nach seinen Hintermännern auszufragen. Vielleicht wäre dabei sogar Giso d'Everens Name gefallen ...

Aber mein Vorgesetzter war auch so schwer belastet.

Der Direktübertragung folgte eine Diskussion zwischen Politikern, Geheimpolizisten und Naturschützern. Ich war ebenfalls dazu eingeladen worden, hatte aber aus verschiedenen Gründen abgelehnt. Immerhin hatte ich zum Zeitpunkt, da ich die Einladung erhielt, noch geglaubt, daß uns die Verbrecher lebend in die Hände fallen würden.

Das Telefon läutete. Ich hob ab. Der Leiter der Tierklinik war am Apparat. Er meldete mir, daß vier der fünf Verbrecher bis zur Unkenntlichkeit verbrannt seien. Der Körper des fünften befände sich jedoch in einem Raum der Klinik.

"Sie sollten so rasch wie möglich herkommen", sagte der Tierarzt erregt. "Es lohnt sich, einen Blick auf den Toten zu werfen."

Mehr war aus ihm nicht herauszubringen. Ich machte mich sofort in meinem auf dem Dach geparkten Dienstflugzeug auf den Weg zur Naturschutzone Süd.

Geraue als ich auf dem Dach der Klinik landete, begann die Alarmsirene zu heulen. Ohne zu wissen, was das zu bedeuten hatte ging ich sofort in Deckung.

Da tauchten am Himmel fünf Einsatzflugzeuge des Naturschutz-Bundes auf. Ich wollte aufatmen, weil ich alles nur für einen Fehlalarm hielt. Doch da eröffneten die Flugzeuge das Feuer aus ihren Maschinengewehren. Mein Flugzeug wurde von der ersten Salve getroffen und explodierte. Auf dem Hof der Klinik brachen Wärter und Naturschutzmänner reihenweise zusammen.

Ich sprang vom Dach der Klinik und rannte zum nahen Waldrand. Dort ging ich in Deckung, bevor die Flugstaffel den zweiten Angriff startete. Diesmal kamen sie in größerer Höhe herangeflogen. Ich wußte sofort, was das zu bedeuten hatte.

Aus dem Haupteingang rannten einige Ärzte und Tierpflegerinnen. Ich gab ihnen durch Handbewegungen zu verstehen, daß sie in Deckung gehen sollten. Unter ihnen war auch der Leiter der Klinik, der mich über Telefon hergeben hatte.

Er entdeckte mich, verstand aber meine Warnung nicht.

In diesem Augenblick erschienen die fünf Kampfflieger über der Klinik. Wieder ratterten ihre Maschinengewehre. Diesmal warfen sie jedoch auch Bomben ab.

Die Klinik ging in Flammen und Rauch auf. Ich duckte mich in das Unterholz und schützte meinen Kopf mit den Händen vor herabfallenden Trümmer. Als die Bombenexplosionen vorbei waren und ich mich halb erhob, sah ich unweit von mir den Leiter der Tierklinik liegen.

Sein Körper wies unzählige Wunden auf, aber er bewegte sich noch. Ich rannte zu ihm und holte ihn in den Wald. Gerade als ich mit ihm in der Deckung verschwand, landeten die Flugzeuge. Bewaffnete Naturschützer sprangen heraus und begannen, wild um sich zu schießen. Sie schossen auf alles, was sich bewegte. Es war ein Bild des Grauens.

"Horre, Sie müssen ..."

Ich blickte in das verzerrte Gesicht des Tierarztes. Ich sah sofort, daß es mit ihm zu Ende ging.

"Haben Sie mir noch etwas von Bedeutung zu sagen?" fragte ich ihn eindringlich und blickte zu den abtrünnigen Naturschützern hinüber.

Ich traute meinen Augen nicht, als ich unter ihnen Gisgo d'Everen erblickte. Jetzt bestand für mich kein Zweifel mehr, daß er einer der Anführer dieser Verbrecherorganisation war. Mehr als diese Entdeckung erschütterte mich jedoch, daß auch viele meiner besten Leute dazugehörten. Oder hatte Gisgo sie nur unter Vorspiegelung falscher Tatsachen zu dieser Aktion verleitet?

"Horre . . .", kam wieder die schwache Stimme des Tierarztes.

Ich beugte mich tiefer über ihn.

"Der Tote, der in die Klinik eingeliefert wurde, war . . .", fuhr er stockend fort. "Er war kein Itrink..."

"Kein Itrink?" entfuhr es mir.

Er schüttelte den Kopf, dann war er tot.

Ich ließ ihn liegen und zog mich tiefer in den Wald zurück, bevor einer der Verbrecher mich entdecken konnte. In meinem Kopf wirbelten die Gedanken wie ein Schwärm Insekten durcheinander.

Wenn der Tote kein Itrink war, was dann?

Darauf konnte es nur eine Antwort geben: Es mußte sich um einen Bewohner des vierten Planeten handeln. Wir standen mit dem vierten Planeten schon lange Zeit im kalten Krieg und rechneten ständig damit, daß es zu Kampfhandlungen kommen könnte.

Nun schien es so, als hätte die Invasion unseres Planeten bereits begonnen.

Und Gisgo d'Everen mußte darüber informiert sein. Jetzt kannte ich auch sein Motiv für seine verbrecherischen Machinationen:

Er steckte mit den Invasoren unter einer Decke. Der Überfall auf die Tierklinik, der nur dem Zweck gedient hatte, den Toten, der kein Itrink war, zu beseitigen und alle unliebsamen Mitwisser zu töten, war der eindeutige Beweis dafür.

Jetzt konnte ich endlich handeln.

Roi Danton

Wir benannten das Sonnensystem nach seinem Entdecker Corvo Papillo, dem Kommandanten der HARLOWER.

Als wir mit der gesamten Flotte das Papillo-System erreichten, gingen wir erst einmal weit außerhalb in Warteposition. Von dort schickten wir Sonden in das Sonnensystem und stellten mittels Fernortung Messungen an.

Die Sonne war vom Spektraltyp G 4 der Klasse V, was soviel heißt, daß es sich um eine gelbe Normalsonne der Hauptsternenreihe handelt.

Es gab insgesamt sieben Planeten, von denen nur zwei, nämlich die Nummer drei und Nummer vier, von der Sonne gesehen, dazu geeignet waren, eigenes Leben zu tragen.

Und wie sich schnell herausstellte, waren beide Planeten bewohnt. Uns interessierte zuerst vor allem die Nummer drei, denn von dieser Welt stammten die Funksignale, die die HARLOWER aufgefangen hatte.

Von diesem Planeten gingen immer noch viele Radiowellen aus, doch war es wegen ihrer Vielzahl unmöglich, eine Ähnlichkeit mit den vierhundertundfünfzig Jahre alten Signalen festzustellen.

Bevor wir an die Auswertung der empfangenen Radiosignale und der von den Sonden erhaltenen Daten gingen, erbrachte die Fernortung ein Ergebnis, das so sensationell war, daß ich die anderen Daten unbeachtet ließ.

Die Fernortung ergab, daß nahe der Sonne Papillo siebzehn Raumschiffe postiert waren.

Diese 17 zylindrischen Kugelheck-Schiffe hatten offenbar den Ortungsschutz der Sonne Papillo aufgesucht. Allerdings nutzten sie ihn nicht gut genug aus, sonst hätten wir sie auf diese Entfernung nicht orten können. Offenbar war man an Bord der Schiffe der Meinung, daß man ohnehin nicht entdeckt werden konnte.

In bezug auf die Planetenbewohner der dritten und vierten Welt traf das zu. Die von den Sonden übermittelten Daten ergaben zwar, daß die Bewohner beider Planeten über Kenntnisse der Raumfahrt verfügten, doch waren diese im Vergleich zu den unsrigen bescheiden.

Daraus ergab sich zwangsläufig, daß auch die Zylinderschiffe mit dem Kugelheck von keinem der beiden Planeten stammten.

Was hatten sie dann aber hier verloren?

"Einfach hinfliegen und nachschauen", schlug Gucky vor.

Ich befolgte seinen Ratschlag.

An Bord der MC-SP 35 befanden sich zwei Besatzungsmitglieder, Master-Sergeant Hon-Tuang und Ortungsfunker Irosch Schkuntzky, der Emotionaut Mentre Kosum und die beiden Mutanten Fellmer Lloyd und Ras Tschubai.

Die andere Space-Jet, die MC-SP 34, war außer meiner Wenigkeit noch mit Gucky und Irmina Kotschistowa bemannnt. Als Besatzung wählte ich Sergeant Ponell Eittringer und den Orter Mikel Onnang, die uns mit der MC-SP 34 bereits von Terrania-City zur MARCO POLO geflogen hatten.

Obwohl mich die militärischen Berater der MARCO POLO warnten, ließ ich die Space-Jets ein kurzes Linearmanöver fliegen, das uns bis zur Umlaufbahn des zweiten Planeten brachte. Da sich das Sonnensystem in der Randzone des Mahlstroms befand, machte die Berechnung und die Durchführung der Linearetappe keine Schwierigkeiten. Die Warnung der Militärs hatte sich auch mehr auf die siebzehn feindlichen Raumschiffe bezogen als auf kosmonautische Probleme.

Daß ich die Warnungen in den Wind schlug, hatte einen guten Grund. Wenn die Raumschiffe unsere Flotte entdeckt hätten, wären sie schon längst geflüchtet. Da dies aber nicht geschehen war, drängte sich mir eine bestimmte Vermutung auf, die es mir ratsam erscheinen ließ, kein großes Flottenaufgebot einzusetzen.

Und je näher wir mit den beiden Space-Jets den siebzehn Raumschiffen kamen, desto mehr wurde ich in meiner Vermutung bestärkt, daß sie unbemannt waren.

"Soeben haben wir die Umlaufbahn des innersten Planeten gekreuzt", meldete Mikel Onnang. "Entfernung zu den siebzehn Raumschiffen: Dreißig Millionen Kilometer."

"Wie sieht es mit der energetischen Aktivität der Raumschiffe aus?"

"Gleichbleibend minimal", antwortete Mikel Onnang. "Die nahe Sonne macht eine Anmessung der Schiffsenergie praktisch unmöglich. Wahrscheinlich laufen an Bord der Schiffe nur Notaggregate."

Ich nickte zufrieden. Auch diese Meldung paßte in das Gesamtbild, das ich mir nach den ersten Meldungen gemacht hatte.

"Was könnte die Mannschaft dazu veranlaßt haben, die Schiffe zu verlassen und unbewacht zurückzulassen?" sinnierte Irmina Kotschistowa.

"Ganz unbewacht werden die Schiffe sicherlich nicht sein", entgegnete Gucky. "Sicherlich ist zumindest eine robotische Alarmanlage aktiviert."

"Warum wurden wir von dieser dann noch nicht entdeckt?" fragte Irmina.

"Möglicherweise wurde die Robotaautomatik auf ganz bestimmte Feindobjekte programmiert", antwortete ich. "Ich könnte mir vorstellen, daß schon längst Alarm gegeben worden wäre, wenn Zeus mit einem Schiff in das System eingeflogen wäre."

"Das klingt plausibel", gab mir Irmina recht. "Dennoch bleibt die Frage offen, warum die Fremden ihre Schiffe verlassen haben."

"Das ist noch nicht einmal bewiesen", sagte Ponell Eittringer.

"Gucky?" wandte ich mich an den Mausbiber.

Er schüttelte den Kopf. Ich hatte ihm aufgetragen, seine telepathischen Fühler in Richtung der siebzehn Schiffe auszustrecken.

"Bisher habe ich keinen einzigen Gedankenimpuls empfangen", meinte er dann. "Aber das kann noch kommen, wenn wir erst näher bei den Schiffen sind."

Ponell Eittringer wandte sich im Pilotensitz zu mir um und fragte:

"Wie nahe soll ich an die Schiffe herangehen?"

"Vorerst bis auf zehn Millionen Kilometer. Dann sehen wir weiter. Dasselbe gilt für die MC-SP 35."

"Verstanden!" ertönte Mentre Ko-sums Stimme aus dem Hyperkom. Wir standen mit der anderen Space-Jet in ständigem Funkkontakt.

Ich blickte auf den Ortungsbildschirm. Dort zeichneten sich die siebzehn Schiffe bereits ganz deutlich ab. Die Hyperortung vermittelte uns ein naturgetreues Bild. Auch die

Größe und Masse der Schiffe konnte genau ermittelt werden.  
Sie waren alle von derselben Größenklasse: In ihrer Gesamtlänge 550 Meter lang, Zylinderlänge: 400 Meter, Dicke: 50 Meter, Durchmesser der Heckkugel: 150 Meter.

Von einer energetischen Ortung konnte immer noch keine Rede sein.  
"Auf Ihre Frage von vorhin kann es nur eine Antwort geben, Irmina", sagte ich.  
"Ich dachte schon, Sie hätten sie überhört", meinte sie spitz.  
"Der einzige Grund, warum die Besatzung ihre Schiffe verlassen haben könnten", fuhr ich ungerührt fort, "wären meiner Meinung nach die beiden bewohnten Planeten. Vielleicht haben die Fremden dort Stützpunkte."  
"Sie müßten dort aber ohne das Wissen der Planetenbewohner operieren", hieß mir Irmina dagegen.  
"Und wieso kommen Sie darauf?" fragte ich.  
"Ganz einfach: Die Bewohner der beiden Planeten haben keine so hoch entwickelte Technik wie die Erbauer der siebzehn Schiffe. Also können sie von sich aus zu diesen auch keinen Kontakt haben.  
Und die Schiffserbauer setzen ihre Technik auf den Planeten nicht ein. Denn würden sie das tun, hätten wir entsprechende Ortungsergebnisse erhalten."

"Damit haben Sie fraglos recht", stimmte ich zu.  
"Entfernung zu den Feindschiffen beträgt zehn Millionen Kilometer", meldete der Orter Mikel Onnang.  
"Fliegen Sie mit einem Zehntel der bisherigen Geschwindigkeit weiter, Eittringer", trug ich dem Piloten auf.  
"Wir werden eine Sonde vorausschicken. Mal sehen, was dann passiert."  
"Ist das nicht ein zu großes Risiko?" gab Irmina zu bedenken.  
Ich nickte.  
"Ein kalkuliertes Risiko. Wenn die Sonde abgeschossen wird, dann wissen wir wenigstens, woran wir sind."  
Ponell Eittringer schleuste die Sonde aus und steuerte sie mittels Fernlenkung auf die siebzehn Schiffe zu. Wir verfolgten den Weg der Sonde auf dem Ortungsbildschirm. Sie näherte sich den fremden Schiffen bis auf fünf hunderttausend Kilometer - und blieb unbehelligt.  
Die Ortungsergebnisse, die wir von der Sonde erhielten, deckten sich mit unseren bisherigen Ergebnissen. Hinzu kam nur noch eine schwache Energieemission, die wir wegen der zu großen Entfernung und der Sonnenaktivität bisher nicht hatten annehmen können.  
"Bringen Sie die Sonde in eine Umlaufbahn um die Raumschiffe", befahl ich Eittringer. "Ich glaube, wir können den Versuch wagen, auch mit den Space-Jets ganz nahe heranzugehen."  
"Der Meinung bin ich auch", stimmte Gucky zu. "Zumindest bis in gute Reichweite für Teleporter." Er blickte mich fragend an.

"Oder möchtest du keinen Blick ins Innere der Schiffe werfen, Mike?"  
"Doch", versicherte ich schmunzelnd. "Diese günstige Gelegenheit werde ich mir nicht entgehen lassen. Das Aussehen der Fremden würde mich brennend interessieren - allein schon deshalb, weil Zeus ein so großes Geheimnis daraus gemacht hat."  
Ich befahl Mentre Kosum, das Steuer einem anderen zu übergeben und sich einsatzbereit zu machen.  
Er sollte mit Ras Tschubai an Bord eines der Schiffe teleportieren.  
Gucky und ich legten unsere Kampfanzüge an. Als wir den siebzehn Raumschiffen nahe genug waren, reichte mir der Mausbiber die Hand, um den für die Teleportation nötigen körperlichen Kontakt herzustellen.  
Im nächsten Augenblick entmaterialisierten wir.  
Ras Tschubai war zusammen mit Mentre-Kosum vor uns auf dem fremden Raumschiff eingetroffen, Gucky hatte sich an den Gedanken des Afro-Terraners orientiert. Die beiden trugen wie wir flugfähige Kampfanzüge.  
"In welchem Teil des Schifffes befinden wir uns?" fragte ich.  
"Im Vorschiff", antwortete Ras über Sprechfunk. "Ich habe angenommen, daß die wichtigsten Anlagen wie Steuerzentrale und Geschützstände in Bugnähe untergebracht sind."  
"Besonders beeindruckt bin ich nicht", meinte Mentre Kosum. Sein sommersprossiges Gesicht hinter der Klarsichtscheibe des Helms zeigte ein Grinsen, die rostrote Haarpracht hatte er, wie immer wenn er einen Raumhelm trug, auf seinem Haupt zu einem Knoten geschlungen. "Dies hier könnte ebensogut der Korridor zu den Toiletten sein."  
In der Tat, der Korridor, in dem wir uns befanden, wies keine außergewöhnlichen Merkmale auf, die irgendwelche Rückschlüsse auf die Fremden zuließen. Er zog sich bogenförmig dahin und war nach links und rechts nur etwa zwanzig Meter einzublicken. Es schien sich um einen Ringkorridor zu handeln, der wahrscheinlich in Nähe der Schiffshülle rund um die Längsachse verlief. Die Wände waren glatt, die Decke lag fünf Meter über dem Boden. Zehn Meter von uns entfernt gab es ein ovales Schott, dessen größerer und vertikaler Durchmesser drei Meter betrug.  
"Das Schiff ist verlassen", behauptete Gucky. "Es gibt kein lebendes Wesen - zumindest kein denkendes - an Bord. Dasselbe dürfte auf die anderen Schiffe zutreffen."  
"Zumindest kommen auch von dort keine Gedankenimpulse", fügte Gucky nach einer Weile hinzu.  
Diese Entdeckung kam nicht überraschend für mich, denn schon die Ergebnisse der Fernerkundung hatten darauf hingedeutet, daß die siebzehn Schiffe ohne Besatzung waren. Eine andere Entdeckung war dagegen schon aufschlußreicher, wenn auch nicht unbedingt sensationell.  
Ich aktivierte den Atmosphäre-Analysator an meinem Armgelenk und stellte fest:  
"Die Atmosphäre ist ein Sauerstoffgemisch und für Menschen gut verträglich. Dennoch rate ich davon ab, die Raumhelme zu öffnen. Wer weiß, welche Überraschungen noch auf uns warten. Sehen wir uns erst einmal um. Haltet die Strahler bereit. Wenn auch keine Lebewesen an Bord zu sein scheinen, besagt das nicht, daß wir nicht auf Widerstand stoßen könnten."  
"Stimmt", pflichtete mir Mentre Kosum bei. "Roboter denken nämlich nicht."  
Wir schalteten unsere Antigravaggregate ein und schwebten einen halben Meter über dem Boden durch den Korridor. Wir kamen an einer Reihe von Schotten vorbei, die wir jedoch unbeachtet ließen. Erst als wir den Ringkorridor einmal umrundet hatten, ohne irgendwelche Besonderheiten entdeckt zu haben, beschloß ich, durch das nächste Oval-Schott zum Schiffszentrum vorzudringen.  
Das Schott ließ sich manuell öffnen. An dem Öffnungsmechanismus zeigte es sich aber bereits, daß die Schiffserbauer nicht im engeren Sinne humanoid sein konnten. Der Drehgriff für das Schott war nicht für Menschenhände gedacht, sondern für feingliedrige Extremitäten.  
Es handelte sich um einen Kreuzgriff. Als Mentre Kosum probeweise daran drehte, konnte er den Kreuzgriff nur unter großer Anstrengung um etwa fünfundvierzig Grad drehen. Als ich ihm zu Hilfe kam, gelang es uns gemeinsam, den Kreuzgriff fast spielend zu drehen. Der Schott schwang auf.  
Daraus ließ sich leicht schließen, daß man vier Arme benötigte, um dieses Handrad zu betätigen. Also mußten die Schiffserbauer vierarmig sein.  
Wir kamen in einen Schaltraum. Er war quadratisch, mit einer Seitenlänge von fünfzehn Metern und reichte in der Höhe über zwei Etagen. Über die ganze Höhe der vier Wände waren Instrumente und Monitoren verteilt. Allerdings waren sie ohne Energie.  
Davor standen Kontursitze, die auf hydraulischen Gelenkkästen ruhten, so daß man mit ihnen bis zu den obersten Instrumenten in zehn Meter Höhe hinauffahren konnte.  
"Ob das die Kommandozentrale ist?" fragte Mentre Kosum zweifelnd.  
"Für so ein Riesenschiff wäre es eine zu mickrige Kommandozentrale", erwiderte Gucky. "Wahrscheinlicher handelt es sich um die Ortungszentrale, das Rechenzentrum oder den Geschützhauptleitstand ..."  
". . . oder die Turnhalle", fügte Mentre Kosum hinzu. Er zwängte sich in einen der Kontursessel, was ihm nur mit Mühe gelang.  
Er stemmte sich ächzend wieder heraus. "Die Fremden müssen ein ausgesprochen schmales Gesäß haben."  
"Oder du hast zugenommen", warf Gucky ein.  
Ich betrachtete die Kontursessel genauer. Sie konnten den größten Aufschluß über das Aussehen der Fremden geben.  
Ras Tschubai machte Fotos für die wissenschaftliche Auswertung.  
Die Kontursessel waren gar nicht so schmal, wie Mentre Kosums Äußerung es vermuten ließ. In Höhe der Seitenlehnen waren sie mit etwas über einem Meter sogar recht breit. Nur lief der Fassungsraum der Sitzgelegenheit nach unten konisch zusammen.

Das ließ den Schluß zu, daß der Unterleib der Fremden nach unten spitz zulief. Auch schienen ihre Beine recht kurz gebaut, denn die Sitzfläche lag nur knapp über dem Boden.

Die Instrumente waren im Verhältnis dazu jedoch in ziemlicher Höhe angeordnet. Mentre Kosum konnte sie vom Sitz aus nur erreichen, wenn er sich kräftig streckte.

Ergo: Die Fremden besaßen kurze Beine, lange Körper und womöglich auch längere Arme, wahrscheinlich deren vier.

Für extrem lange Körper sprachen auch die hohen Rückenlehnen der Kontursitze. Ich stellte mit dem Multi-Tasterzirkel, wie ihn die Xenoanthropologen verwendeten, Messungen am Sitz und den Instrumenten an und kam zu dem Ergebnis, daß die Fremden im Durchschnitt "etwa zwei Meter groß sein mußten, vielleicht sogar etwas größer."

Ras Tschubai machte eine Entdeckung, die uns weitere Aufschlüsse über die Fremden gab.

"Seht euch die Armaturen an", forderte er uns auf. "Könnt ihr daran nichts Außergewöhnliches feststellen?"

Wir kamen seinem Wunsch nach. Ich blickte auf eine Skala mit blitzförmigem Maßzeiger und unbekannten Schriftzeichen. Lange konnte ich aber nicht hinsehen, dann verdoppelten sich die Schriftzeichen und wurden verschwommen. Ich wollte mir über die Augen wischen, stieß mit der Hand jedoch gegen das Panzerglas meines Raumhelms.

"Da wird einem ja ganz schwindelig", erklärte Mentre Kosum. "Man braucht schon mehr als zwei Augen, um den Doppereffekt der Armaturen ausschalten zu können."

"Das ist nur bedingt richtig", erwiderete Ras Tschubai. "Wenn man das Polarisationsfilter vor die Sichtscheibe schiebt, kann man damit gut sehen."

"Facettenaugen!" platzte Gucky heraus. "Die Fremden müssen Facettenaugen haben. Und sie haben ihre Armaturen den Lichtbrechungsgesetzen ihrer Augen angepaßt."

"Ja, darauf wollte ich hinaus", bestätigte Ras Tschubai. "Wir können mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Fremden Facettenaugen besitzen."

"Sehen wir uns weiter um", schlug ich vor.

Der angrenzende Raum brachte keine neuen Erkenntnisse.

Er glich dem anderen, abgesehen von einigen kleinen Unterschieden, bis aufs Haar. Ras schoß wieder seine dreidimensionalen Fotos aus allen Perspektiven.

Auch die Einrichtung der nächsten Räume lieferte keine Sensationen. Bis auf kleine Unterschiede, vor allem der technischen Geräte, sah ein Raum wie der andere aus und wies auch in den Abmessungen keine Abweichung auf. Die Verbindungsschotte standen alle offen, die Schließmechanismen waren ebenso wie die technischen Geräte ohne Energie.

Dann kamen wir zu einem verschlossenen Schott.

"Dahinter tut sich einiges", stellte Mentre Kosum mit einem Blick auf seinen Energietaster fest. "Ich wage sogar zu behaupten, daß aus diesem Raum die Hauptenergieausstrahlung kommt."

Ich schaltete meinen Energietaster ebenfalls ein. Kosum hatte recht. In dem Raum hinter dem Schott war eine starke hyperenergetische Quelle.

Zusammen mit dem Emotionauten versuchte ich, das Schott mittels des Kreuzrades zu öffnen. Aber wir konnten den Drehgriff auch unter größter Kraftanstrengung nicht bewegen.

"Laß mal einen Telekineten heran", verlangte Gucky.

Wir gaben das Schott für ihn frei. Gucky konzentrierte sich, auf seinem Gesicht zeichneten sich die übermenschlichen Anstrengungen ab, die er machte, um mit Hilfe seiner Para-Kräfte das Schott zu öffnen. Aber auch unter seinen telekinetischen Impulsen drehte sich das Kreuzrad nicht.

Schließlich stellte er seine Versuche ein.

"Wozu sich denn anstrengen", meinte er dann. "Teleportieren wir einfach in den dahinterliegenden Raum."

Ich stellte noch einige Messungen an. Erst als ich sicher war, daß der Raum nicht durch hyperenergetische Schutzscharme abgesichert war, gab ich den beiden Mutanten die Erlaubnis zum Teleportieren.

Ras nahm sich wieder Kosums an, Gucky beförderte mich.

Wir materialisierten in einer großräumigen Halle, die zur Hälfte von einem Durcheinander von technischen Geräten eingenommen wurde. Zwischen zwei Säulen, die an gigantische Isolatoren erinnerten, flimmerte ein Energiefeld mit starker HyperEmission.

"Ein Materietransmitter", erklärte Ras Tschubai spontan.

"Und er ist aktiviert", fügte Mentre Kosum hinzu.

"Durch diesen Transmitter hat sich die Mannschaft abgesetzt", sagte ich. "Jetzt wissen wir, wie sie von Bord gekommen sind. Und ich neige nun noch mehr zu der Ansicht, daß sie sich zu einem oder zu beiden der bewohnten Planeten abstrahlen ließen. Da die Transmitter weiterlaufen, werden die Fremden wohl auch auf demselben Weg zurückkehren wollen."

"Es ist anzunehmen, daß die anderen Besetzungen ihre Schiffe auf die gleiche Weise verlassen haben", meinte Gucky. "Genügt dir diese Vermutung, oder möchtest du dir Gewißheit verschaffen, Mike?"

"Ich möchte Gewißheit haben", sagte ich.

Ohne besondere Aufforderung entmaterialisierten Gucky und Ras Tschubar fast gleichzeitig. Ich konnte sie nicht mehr daran hindern.

"Wenn Gucky in seinen Entschlüssen nur nicht immer so voreilig wäre", ärgerte ich mich.

.Aber Sie haben Ras und ihn geradezu zum Teleportieren herausgefordert", wunderte sich Mentre Kosum.

"Das schon. Aber ich hätte noch etwas hinzufügen gehabt." Ich seufzte. "Es ist ihre eigene Schuld, wenn sie doppelt so oft teleportieren müssen."

"Was haben Sie vor?"

Ich blickte nachdenklich zum Transmitter.

"Versetzen Sie sich einmal in die Lage der Fremden, Kosum. Versuchen Sie nicht, ihre Motive für die Abstrahlung zu einem oder beiden bewohnten Planeten zu ergründen. Die sind nicht ausschlaggebend. Feststehen dürfte aber, daß sie in einer wichtigen Mission unterwegs sind, die den Einsatz aller Leute erfordert. Andernfalls hätten sie das Risiko nicht auf sich genommen, die Schiffe unbewacht zurückzulassen."

"Sie müssen sich sehr sicher sein, wenn sie nicht einmal Roboter als Wachen zurückließen", stimmte Kosum zu.

Ich winkte ab.

"Darauf kommt es nicht an. Die Fremden sind auf den bewohnten Planeten im Einsatz. Sie haben die Transmitter an Bord ihrer Schiffe auf Empfang gestellt und für die gesamte Dauer ihrer Abwesenheit aktiviert gelassen. Sicher wäre es ihnen auch möglich gewesen, sie durch Fernbedienung einzustellen und auszuschalten. Doch dabei hätte sich eine Verzögerung ergeben. Und warum wollen die Fremden dieses Risiko nicht eingehen?"

"Weil sie damit rechnen, blitzschnell auf ihre Schiffe zurückzukehren zu müssen", sagte Mentre Kosum. "Aber ich verstehe immer noch nicht, worauf Sie hinauswollen."

Jetzt lächelte ich.

"Stellen Sie sich einmal vor, wie den Fremden zumute wäre, wenn sie in ihre Schiffe zurückzukehren wollen, aber feststellen müssen, daß dies unmöglich ist, weil die Empfängertransmitter an Bord der Schiffe nicht mehr funktionieren."

Jetzt grinste Mentre Kosum übers ganze Gesicht.

"Wie groß ist ihr Zerstörungstrieb?" fragte ich ihn.

Er gab mir die Antwort in Form eines seiner berühmt-berüchtigten Knüttelverse.

"Vom Solarmarschall bis zum Korporale-

Mentre Kosum ist der größte Vandale."

Gucky materialisierte kurz darauf in der Transmitterhalle.

"Ich war auf vier Schiffen. An Bord eines jeden war der Transmitter eingeschaltet. Und zwar auf Empfang. Das habe ich leicht herausfinden können. Ich habe einen Gegenstand gegen das Transmitterfeld geschleudert, doch dieses hat ihn abgestoßen. He! Warum ist dieser Transmitter nicht mehr in Betrieb?"

Noch ehe wir ihm antworten konnten, tauchte Ras Tschubai auf.

"Fünf Schiffe mit aktivierten Transmittern", meldete er knapp. Dann fiel sein Blick zu den beiden Transmitterisolatoren, wo anstatt des Empfängerfeldes gähnende Leere klaffte. Er wandte sich an mich. "Wie ist das passiert?"

Ich erklärte ihm und Gucky meine Absicht, den Fremden die Rückkehr auf ihre Schiffe per Transmitter unmöglich zu machen.

"Um das zu erreichen, ist es jedoch nötig, die Transmitter aller siebzehn Schiffe zu zerstören", schloß ich.

"Das hättest du uns auch gleich sagen können", maulte Gucky und entmaterialisierte mit finsterem Gesicht.

Ras Tschubai folgte seinem Beispiel, allerdings ohne zu murren.

Während der Abwesenheit der beiden Teleporter durchsuchte ich mit Mentre Kosum die umliegenden Räume. Ein oberflächlicher Rundflug genügte aber, um uns zu zeigen, daß nur umfangreiche wissenschaftliche Untersuchungen neue Erkenntnisse bringen konnten.

Als Gucky und Ras Tschubai nach Erledigung ihres Auftrags zurückkamen, teleportierten wir zu den Space-Jets.

Die siebzehn Feindschiffe interessierten mich im Augenblick nicht mehr. Nachdem die Empfängertransmitter zerstört waren und die Fremden nicht an Bord zurückkehren konnten, würden sie uns auch noch später zur Verfügung stehen.

Mein Interesse galt nun den beiden bewohnten Planeten.

Ich entschloß mich, mit der MC-SP 34 Planet Nummer drei anzufliegen. Die zweite Space-Jet sollte sich um Papillo IV kümmern. Besondere Richtlinien gab ich der Mannschaft nicht. Mentre Kosum war ein erfahrener Kosmonaut, und Fellmer Lloyd und Ras Tschubai wußten selbst am besten, wie sie vorzugehen hatten.

Das würde sich auch für uns erst aus der jeweiligen Situation ergeben.

Die Auswertung der Ortungsergebnisse lief während des Anflugs an den dritten Planeten auf vollen Touren.

Papillo III war nicht einmal 130 Millionen Kilometer von der Sonne entfernt, die mittlere Tages-Oberflächentemperatur betrug plus 48,62 Grad Celsius. Das war ein relativ hoher Wert, dennoch auch für Menschen noch erträglich.

Der Planet besaß keine Monde und hatte einen Durchmesser von 13.486 Kilometer. Die Planetendichte entsprach etwa der der Erde, so daß sich durch die größere Masse eine Gravitation von 1,103 g ergab. Ebenfalls ein für Menschen leicht erträglicher Wert.

Die Eigenrotation von Papillo III betrug 32,19 Stunden, die Umlaufzeit um die Sonne wurde mit 273,70 Tagen errechnet.

Die Atmosphäre bestand aus einem für Menschen atembaren Sauerstoffgemisch. Ebenso wie die Atmosphäre waren auch die Umweltverhältnisse denen der Erde ähnlich.

Die beiden Pole bestanden aus Eis, doch war ihre Ausdehnung im Verhältnis zum Planetenvolumen nur gering. Die Eiszonen reichten nicht weit von den Polen fort, sondern wurden bald von Vegetationszonen abgelöst.

Allerdings war von Vegetation nicht viel zu sehen. Das Grün war nur spärlich über die sechs Hauptkontinente verteilt. Braun- und Ockertöne herrschten vor, die Wolkendecke wirkte schmutzigrau und erinnerte an den Smog primitiv-technischer Industriephänen.

Infrarotmessungen ergaben, daß Karstland, Wüsten und verödete Steppen vorherrschten, die spärliche Vegetation mit unzähligen Krankheitsherden durchsetzt war.

"Typische Auswirkung von Raubbau an der Natur und Umweltverschmutzung", stellte Irmina Kotschistowa fest.

Der Bordcomputer gab ihr recht. Die Analyse eines gurkenförmigen Kontinents ergab ein verblüffendes Ergebnis:

Dort unten türmten sich wahre Riesengebirge aus Kunststoff, in denen vereinzelt atomare Energiequellen und radioaktive Herde zu orten waren. Es gab nur eine einzige große Stadt auf diesem Kontinent, die sich über den südlichsten Zipfel ausdehnte. Allerdings besaß sie beachtliche Ausmaße, und sie war landeinwärts von einem schmalen Grüngürtel umgeben.

Die Infra-Beobachtung zeigte allerdings, daß auch diese Vegetation krank war.

Die Ortungsergebnisse sagten aber noch lange nicht das aus, was ich wirklich über den Planeten und vor allem über seine Bewohner wissen wollte.

Interessant wurde es erst, als wir uns der Lufthülle des dritten Planeten näherten. Hier ortete Mikel Onnang ein halbes Dutzend primitiver Satelliten. Sie waren allesamt unbemannt, und der größte besaß einen Durchmesser von sieben Metern. Er diente als Relaisstation für Bild- und Tonsendungen.

"Dieser Satellit wird uns die Informationen über die Planetenbewohner liefern", sagte ich. "Onnang, zapfen sie die Bild- und Tonübertragungen an und leiten Sie sie auf unsere Bildschirme. Mal sehen, ob die hiesigen Fernsehstationen ein besseres Programm liefern als Terra-Television."

Onnang kam meinem Wunsch nach. Zuerst flimmerten nur Störfelder über den Monitor der Space-Jet, aus dem Lautsprecher klang ein ohrenbetäubendes Kreische. Nach einer Weile hatte der Orter dann aber den richtigen Adapter dazwischengeschaltet, so daß wir Farbbilder von annehmbarer Qualität erhielten.

Auf dem Bildschirm waren Aufnahmen des Plastikgebirges auf dem Gurken-Kontinent zu sehen.

Dazu ertönten harte, schrille Laute: das war die Sprache der Planetenbewohner.

"Sofort die Translatoren damit füttern", trug ich Onnang auf.

"Was für eine Sprache!" stöhnte Gucky. "Es klingt wie das Gackern von Hennen."

"Vielleicht haben wir es sogar mit intelligenten Hennen zu tun", meinte Eitringer scherzend, während er die Space-Jet langsam in die obersten Atmosphäreschichten einflog.

"Wechseln Sie den Kanal, Onnang", sagte ich zum Orter. "Die Sendung über den Plastik-Kontinent wird allmählich langweilig."

Die Szene auf dem Bildschirm wechselte. Jetzt bekamen wir zum erstenmal einen Planetenbewohner zu sehen. Ich konzentrierte mich vorerst auf sein Aussehen.

Das Wesen hatte zwei Arme und zwei Beine, wirkte schlank und großgewachsen. Ich schätzte seine Größe auf zweieinhalb Meter, obwohl ich kaum Bezugspunkte hatte - und wie sich später herausstellte, hatte ich richtig getippt.

Der Kopf war vogelähnlich, ihn zierte statt eines Mundes ein breiter aber kurzer Schnabel. Darin waren zwei Reihen spitzer, gelblicher Zähne sichtbar. Über den beiden großen, klugen Augen oberhalb des Schnabels zierte das Haupt ein hauchdünner Flaum.

Kein Zweifel, daß diese Wesen von Vögeln abstammten, doch außer ihren Köpfen erinnerte nichts mehr daran. Sie gingen auf den beiden Beinen aufrecht und trugen meist bis zu den Kniegelenken reichende Fußbekleidung aus einem schmiegsamen Material.

Ihre Arme endeten nicht in Klauen, sondern in fast menschlich wirkenden Händen mit vier Fingern, der Daumen unterhalb des Handballens war am stärksten ausgeprägt.

"So unrecht hatte Eitringer gar nicht mit den intelligenten Hennen", sagte Gucky. "Seltene Vögel sind das auf jeden Fall."

Zu dem ersten Wesen hatte sich ein zweites gesellt. Es war fast unbekleidet und hatte den Federflaum, der da und dort in Büscheln an seinem Körper sproß, bunt getönt. Das Wesen mit dem gefärbten Federflaum umtänzelte das andere und hieb plötzlich seinen Schnabel gegen den des anderen.

"Könnte das nicht das Pendant zu einem zärtlichen Kuß gewesen sein?" fragte Onnang lachend. "Irmina, was meinen Sie dazu?"

"Ich ziehe die terranische Methode vor", antwortete Irmina Kotschistowa und hatte damit die Lacher auf ihrer Seite. Ich wußte schon längst, daß sie nicht so leicht in Verlegenheit zu bringen war.

Die beiden Wesen umtanzen nun einander mit grazilen und ästhetischen Bewegungen. Dazu gaben sie das schrille, abgehackte Gackern von sich.

Im Hintergrund sah man Hochhäuser. Ihre Fensteröffnungen, Erker und Gesimse waren zu drohenden Dämonenfratzen verformt. Es handelte sich um Kulissen, die in Grau und Schwarz gehalten waren.

Es sieht ganz so aus, als erlebten wir die Aufführung eines Monsterschinkens", sagte ich. "Möglicherweise handelt es sich sogar um ein Gesangsstück. Kann der Translator schon eine verwertbare Übersetzung der fremden Sprache liefern, On-nang?"

Der Orter schaltete das Übersetzungsgerät dazwischen. Das Gackern verstummte, und aus dem Lautsprecher kamen in verschiedengroßen Abständen Worte in Inter-kosmo:

"... Grün-grau-grün-Sehnsucht... die leben... Plastikumpf... Blume... tot..."

Ich bedeutete Onnang mit einem Wink, den Translator auszuschalten. Es würde noch eine Weile dauern, bis das Gerät in der Lage war, die Begriffe der fremden Sprache lückenlos in Interkosmo zu übertragen.

"Die Bewohner von Papillo drei sind uns Menschen sehr ähnlich", sagte Irmina, ohne den Blick vom Monitor zu lassen. Dort hielt das buntgefiederte Wesen dem anderen eine Kuststoffblume entgegen und gackerte in höchsten Tönen. Irmina fuhr fort:

"Ich meine damit gar nicht das Aussehen, sondern ihr Wesen.

Der Tanz erinnert mich an ein Ballett, und allein, daß ein Mensch ihm gewisse Reize abgewinnen kann, macht die Ähnlichkeit deutlich. Ich traue mir sogar zu, den Inhalt des Tanzes zu interpretieren. Die beiden sind wahrscheinlich Liebende, die die Umweltverschmutzung anklagen und sich für eine Rückkehr zur freien Natur aussprechen."

Innerlich stimmte ich ihr zu. Laut sagte ich:

"Mir wäre eine körperliche Ähnlichkeit lieber. Dann hätten wir uns vielleicht unbemerkt unter sie mischen können. Mit den bescheidenen Hilfsmitteln an Bord der Space-Jet ist es uns jedoch nicht möglich, das Aussehen der Planetenbewohner anzunehmen."

"Dann verzichtest du auf eine Landung?" fragte Gucky enttäuscht.

"Das nicht", antwortete ich. "Nur müssen wir darauf verzichten, unsere Nachforschungen im geheimen anzustellen. Wir haben keine andere Wahl, als ganz offiziell zu landen und die Planetenbewohner von unseren friedlichen Absichten zu überzeugen. Das ist der einzige Weg, um herauszufinden, welche Rolle die Fremden aus den Kugelheck-Raumschiffen spielen. Suchen Sie sich einen Landeplatz in der Nähe der Stadt auf dem Kontinent mit den Plastikgebirgen, Eittringer."

"Aye, aye, Sir."

"Verdammt!" fluchte da Onnang. "War da nicht eben die Rede von einem friedlichen Kontakt?"

"Wieso? Was ist?"

Ich war mit zwei Schritten an der Ortungskonsole.

"Da ist ein Objekt auf dem Bildschirm, das sich uns mit rasender Geschwindigkeit nähert. Ich könnte jede Wette eingehen, daß es sich um ein Raketengeschoß handelt."

"HÜ-Schirm einschalten!" befahl ich.

Kaum lag der Schutzschirm um die Space-Jet, da kam es zur ersten Explosion. Weitere folgten in kurzen Abständen. Deren Sprengkraft war jedoch so gering, daß die Space-Jet nicht einmal von einer Druckwelle erschüttert wurde.

"Ein freundlicher Empfang ist das gerade nicht", sagte Gucky. "Wir landen trotzdem."

Die Raketengeschosse fielen wie Insektschwärme über die Space-Jet her, doch ihre chemischen Sprengköpfe verpufften allesamt wirkungslos im Vorfeld des HÜ-Schirms.

"Lassen Sie sich nur nicht irritieren, Eittringer", sagte ich.

Der Pilot lachte. "Wenn die Eingeborenen kein schwereren Geschütze auffahren ..."

Die Space-Jet sank rasch auf die Kunststoffgebirge nieder. Eittringer fand zwischen den bizarren Gebilden eine Felsenschlucht. Dort landete er.

"Ich habe in diesem Gebiet einige militärische Stützpunkte entdeckt", gab Onnang zu bedenken, nachdem der Diskusraumer auf seinen vier Teleskopbeinen ruhte. "Glauben Sie nicht, Sir, daß wir mit weiteren Attacken der Eingeborenen rechnen müssen?"

"Sie können uns nichts anhaben", antwortete ich überzeugt. "Außerdem bleiben Sie und Eittringer als Wachen bei der Space-Jet zurück. Nur Irmina, Gucky und ich werden mit den Kampfanzügen losfliegen."

"Ist das nicht doch zu gefährlich?" meinte Eittringer.

Gucky baute sich mit in die Hüften gestützten Armen vor ihm auf und fragte streng:

"Hast du denn nicht gehört, daß ich mit von der Partie bin?"

Eittringer mußte schmunzeln.

Gucky und ich trugen noch immer unsere Kampfanzüge von dem Einsatz bei den siebzehn im Sonnenorbit befindlichen Fremdraumschiffen. Wir warteten nur noch, bis auch Irmina einen Kampfanzug angelegt hatte.

"Sichert die Space-Jet gegen alle Eventualitäten ab", trug ich den beiden zurückbleibenden Männern abschließend auf. "Falls ihr angegriffen werdet, so beschränkt euch auf die Verteidigung. Und bleibt mit dem Sprechfunkgerät auf der Frequenz der Solaren Flotte. Es könnte sein, daß wir euch zur Unterstützung anfordern. Versucht aber nichts auf eigene Faust."

Irmina, Gucky und ich begaben uns zur Bodenschleuse und flogen mittels der Pulsatortriebwere ins Freie:

Da die Atmosphäre atembar war, ließen wir die Helme offen, um unsere Sauerstoffvorräte aufzusparen. Wer konnte schon sagen, ob wir sie nicht vielleicht noch dringend benötigen würden?

Wir flogen senkrecht in die Höhe, aus der Schlucht hinaus. Als wir einen Kilometer über der Space-Jet waren, schien sich diese plötzlich in Luft aufzulösen, war aber energetisch immer noch zu orten. Eittringer und Onnang hatten die Deflektoren eingeschaltet, um optisch unsichtbar zu sein. Suchkommandos der Planetenbewohner würden an der Stelle, wo ihr Radar die Landung des fremden Flugobjekts registriert hatten, nichts vorfinden. Aber selbst wenn ihnen eine Ortung gelang, würden sie der Space-Jet nichts anhaben können.

Die Einwohner von Papillo III befanden sich höchstens auf einer Entwicklungsstufe, die der der Terraner zwischen den Jahren 1970 und 1980 entsprach. Und deshalb konnten sie gegen unsere Technik nichts ausrichten.

"Schaltet die Mikro-Deflektoren ein", riet ich Irmina und Gucky. "Ich möchte mich der Stadt so nahe wie möglich unbemerkt nähern."

Wir flogen dicht über die Plastikwucherungen in südlicher Richtung dahin. Die Pulsatortriebwere arbeiteten innerhalb der erdähnlichen Atmosphäre gleichmäßig, sie saugten die Luft an, ionisierten sie und komprimierten sie, um sie dann auszustoßen" - der Antrieb arbeitete nach dem Prinzip der Rückstoßwirkung.

Ich fing während des Fluges eine Vielzahl von Funksignalen auf, machte mir vorerst jedoch nicht die Mühe, sie vom Translator entschlüsseln zu lassen. Ich begnügte mich damit, die fremde Sprache im robotischen Dolmetscher zu speichern und hoffte, daß er sie lückenlos beherrschte, bis wir den ersten Kontakt mit den Planetenbewohnern hatten.

"Überall militärische Stützpunkte", meldete Gucky über Sprechfunk. "Aus den aufgeregten Gedankenimpulsen, die ich von dort empfange, schließe ich, daß das Auftauchen unserer Space-Jet sie in Alarmbereitschaft versetzt hat."

"Sie scheinen auf eine Bedrohung aus dem All vorbereitet zu sein", erklärte Irmina Kotschistowa. "Darauf weist nicht nur ihre gut organisierte Luftabwehr hin, sondern noch mehr die Tatsache, daß sie die Fernlenkgeschosse ohne Vorwarnung eingesetzt haben."

Sie stuften uns sofort als Feinde ein, ohne uns Gelegenheit zur Identifikation zu geben."

Wir ließen die wuchernde Plastiklandschaft hinter uns und flogen in den Luftraum des Grüngürtels ein. Eine dicke Betonmauer zog sich entlang der Grünzone dahin, und es schien, als sei er als Damm für die vordringenden Kunststoffgebirge gedacht.

Hier, entlang des Betonwalls, ortete ich eine Reihe von Tiefbunkeranlagen.

Auch diese Bunkeranlagen waren ein Hinweis dafür, daß man mit einer Bedrohung aus dem All rechnete.

"Ich frage mich, ob die Bewohner dieses Planeten eine Invasion jener Raumschiffe befürchten, die wir in Sennennähe vorgefunden haben", sprach ich meine Überlegungen aus.

"In den Gedanken der Bunkerbesetzungen ist kein Hinweis darauf zu finden", erklärte Gucky über Sprechfunk. "Aber ausgeschlossen

wäre es nicht. Auf jeden Fall sind die Besetzungen der siebzehn Raumschiffe mit den Planetenbewohnern nicht identisch."

"Soviel wissen wir immerhin", stimmte ich zu. Unsere Untersuchungen auf den Raumschiffen hatten ergeben, daß ihre Erbauer nicht von Vögeln abstammten wie die Planetenbewohner. Auch hatten uns die Funkbilder gezeigt, daß die Bewohner von Papillo III weder vier Arme, noch Facettenaugen besaßen.

"Wenn die Raumfahrer per Transmitter auf diese Welt gekommen sind, dann würde es mich brennend interessieren, wo sie sich versteckt halten.", sagte ich.

"Vielleicht in dieser Grünzone unter uns", vermutete Irmina.

"Wie kommst du denn darauf?" wollte Gucky wissen.

"Es ist nur so ein Gedanke", erwiderte Irmina. "Ich habe bisher innerhalb der Vegetationszone noch keinen einzigen Planetenbewohner entdeckt. Als handle es sich um ein Sperrgebiet, das zu betreten für jeden verboten ist. Wenn es sich so verhält, würde das ein idealer Unterschlupf für die Raumfahrer sein."

"Das hat etwas auf sich", sagte ich beipflichtend. "Landen wir und gehen wir zu Fuß weiter. Die Stadtgrenze ist ohnehin nicht mehr fern."

Wir gingen in einem Wald nieder. Gucky und Irmina waren zwar für mich immer noch so unsichtbar wie ich für sie, doch konnte jeder die Position der anderen mittels der Ortungsgeräte bestimmen.

Obwohl der Wald einen gepflegten Eindruck machte, konnten wir feststellen, daß die Vegetation im Sterben lag. In einigen Jahrhunderten würden hier vermutlich auch die letzten Pflanzen ausgestorben sein.

Das Grün der Pflanzenblätter wirkte fahl, die Blüten waren farblos. Es zeigten sich nur wenige Tiere. Einmal sahen wir in einem Baumwipfel ein affenähnliches Wesen, ein Vogel kreiste mit müdem Flügelschlag über uns. Insekten gab es kaum.

"Da vorne endet der Pflanzengürtel", sagte Irmina.

Es hätte dieses Hinweises nicht bedurft. Auch ich sah die über die Baumwipfel emporragenden Hochhäuser, die im Dunst des Himmels grau und ruinenhaft wirkten. Der Pflanzenwuchs wurde noch spärlicher. Tiere tauchten überhaupt keine mehr auf.

Es herrschte eine unheimliche Stille, die Stille des Todes. Hier wurde der fortschreitende Exitus der Natur am deutlichsten spürbar.

Ein etwa fünf Meter breiter Fluß versperrte uns den Weg. Er führte bräunliches Wasser. Das Flußbett war betoniert, keine Pflanze wuchs darin, hier lebten auch wohl keine Fische. Wir überquerten den Fluß mit Hilfe unserer Antigraveneinrichtungen.

Als ich den Fuß ans andere Ufer setzte, wurden Irmina und Gucky plötzlich sichtbar. Irmina starnte mich mit großen Augen an und rief bestürzt:

"Die Wirkung Ihres Deflektors wurde neutralisiert, Mike. Ich kann Sie sehen!"

Mehr Zeit, unsere Überraschung darüber auszudrücken, daß die Planetenbewohner die technischen Mittel besaßen, Deflektorfelder zu neutralisieren, hatten wir nicht.

Die Ereignisse überstürzten sich. Sekunden später schossen rings um uns Säulen aus dem Boden. Sie mußten ferngelenkt sein, denn sonst hätte Gucky die Gedanken der Bedienungsmannschaft espiren können, und wir wären gewarnt gewesen. Aber für den Mausblick kam alles so unerwartet wie für uns. Doch waren wir mehr überrascht als bestürzt. Denn wir waren auch jetzt noch der Überzeugung, daß wir uns mit Hilfe der Kampfausrüstung die Freiheit sichern konnten.

Die Säulen riegelten das Gebiet um uns ab, wir waren darin eingeschlossen. Blitze, die zwischen ihnen hin und herzuckten, zeigten uns, daß sie unter Strom standen.

Plötzlich tauten sich in den Spitzen der Säulen Öffnungen auf und Netze wurden herausgeschleudert, die auf uns heruntersanken.

Als Irmina instinktiv den Desintegrator hob, um die Netze zu vernichten, rief ich ihr zu:

"Nicht schießen. Warten wir die weiteren Geschehnisse ab."

Gucky hatte Irminas Hand ergriffen und kam mit ihr zu mir.

"Los, schnell, Mike. Ich werde mit euch aus der Gefahrenzone teleportieren."

"Das wirst du nicht tun", erwiderte ich bestimmt.

"Willst du dich kampflos ergeben?" wunderte sich Gucky.

"Genau das", bestätigte ich. "Erstens ist es noch verfrüh, dich den Eingeborenen als Mutant erkennen zu geben. Zweitens möchte ich herausfinden, was sie zu dieser Handlungsweise bewegt und wofür sie uns halten."

"Und nur um das zu erreichen, willst du dich gefangenehmen lassen?" erregte sich Gucky. "Viel wirkungsvoller wäre es, wenn wir ihnen unsere Überlegenheit demonstrierten!"

"Das können wir später immer noch."

Die Netze legten sich über uns. Ich spürte elektrische Schläge. Ich verlor nicht das Bewußtsein, aber ich war zu keiner Bewegung mehr fähig. Ich hatte nicht einmal die Kraft, den Translator einzuschalten.

Nicht viel später tauchten an die zwei Dutzend Eingeborene in giftgrünen Kombinationen auf. Sie waren bewaffnet, machten sich aber nicht die Mühe, die pistolenähnlichen Dinger aus den Halterungen zu holen. Sie waren sich unser völlig sicher.

Einer von ihnen trug zusätzlich zu der grünen Kombination einen giftgrünen Umhang. Er schien der Anführer zu sein. Seine Stimme war womöglich noch schriller als die der anderen, als er seine Befehle gackerte. Ich hätte zu gerne verstanden, was er sagte.

Als sich die Grüngekleideten Isolierhandschuhe überstreiften und uns mitsamt den Netzen abschleppten, erkannte ich, daß ich ihre Größe richtig eingeschätzt hatte. Jeder von ihnen maß tatsächlich mindestens zweieinhalf Meter. Der Anführer mit dem Umhang überragte die anderen sogar um eine Handbreite.

Wir wurden wie gefangene Tiere aus der Grünezone getragen und in ein Bodenfahrzeug verladen. Sechs der Eingeborenen blieben als Wachen bei uns im Laderaum. Die Türen wurden verschlossen. Es gab keine Öffnung, durch die man nach draußen sehen konnte. An der Decke ging eine Leuchtscheibe an und spendete ein gelbliches Licht.

Der Wagen ruckte an. Ich hatte das unbestimmte Gefühl, daß die Fahrt in die Tiefe ging. Sicher war ich mir jedoch nicht, weil mein Körper nach wie vor erstarrt war. Dennoch war ich froh, daß die Lähmung nicht auch mein Gehirn befallen hatte.

Ich wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, als der Wagen wieder anhielt. Die Wachen erhoben sich, öffneten den Laderaum und zerrten uns hinaus. Dabei gackerten sie aufgeregt.

Der mit dem Umhang erschien kurz über mir, blickte mir tief in die Augen und sagte etwas zu seinen Untergebenen, bevor er verschwand. Wir wurden in einen kahlen Raum gebracht, in dem es nach Moder und Fäulnis stank. Die Grüngekleideten zogen nun ihre Waffen. Der Eingeborene mit dem Umhang stand abwartend im Hintergrund.

Seine Leute begannen damit, das Netz von mir zu lösen.

Dabei bedrohten mich zwei von ihnen ständig mit den Waffen und sprachen mit ihren schrillen Stimmen auf mich ein. Auch ohne ihre Sprache zu verstehen, konnte ich mir denken, daß sie mir wahrscheinlich rieten, keine verdächtige Bewegung zu machen.

Als ich mich endlich wieder bewegen konnte, riskierte ich es dennoch, den Translator einzuschalten. Meine beiden Bewacher brachten ihre Waffen zwar in Anschlag, wagten es dann aber dennoch nicht, sie gegen mich einzusetzen. Mit einer fast menschlich wirkenden Geste, bedeuteten sie mir, aufzustehen.

Ich kam auf die Beine und blickte zu dem Eingeborenen mit dem Umhang hinüber. Wieder taxierte er mich aus seinen großen, intelligenten Augen. Dann sagte er etwas in der fremden Sprache, und der Translator übersetzte:

"Nehmt ihm den Schutanzug ab." "Das würde ich lieber bleiben lassen", sagte ich scharf. Als die Eingeborenen meine Worte in ihrer Sprache aus dem Translator hörten, wichen sie unwillkürlich zurück. Plötzlich hatte auch der mit dem Umhang eine Waffe in der Hand.

"Jede Gegenwehr ist zwecklos", übertrug der Translator seine Worte in Interkosmo. "Vielleicht gelingt es Ihnen, einige meiner Leute zu töten. Aber Sie und Ihre Kameraden würden nicht lebend aus diesem Raum kommen."

"Ich hoffe noch immer, daß wir uns friedlich einigen können", erwiderte ich. "Ich kann Ihre Vorsicht und Ihr Mißtrauen verstehen. Aber wofür Sie uns auch immer halten - wir sind nicht Ihre Feinde. Oder sehen wir so aus?"

Mein Gegenüber öffnete den Schnabel halb und gab ein unartikuliertes Krächzen von sich. War es das Äquivalent zu einem menschlichen Spottlächeln?

"Wir wissen natürlich, wie unsere Feinde aussehen", sagte er dann. "Ihr habt tatsächlich keine Ähnlichkeit mit ihnen. Aber das besagt noch nicht, daß ihr eine friedliche Gesinnung habt."

"Wir bringen jedenfalls eine vorurteilslose Verhandlungsbereitschaft mit."

"Dann zeigen Sie Ihren guten Willen und lassen Sie sich entwaffnen", verlangte er.

Ich war bereit, darauf einzugehen, doch nur unter einer Bedingung. Ich deutete auf den Translator.

"Ich erkläre mich bereit, unsere Waffen zu übergeben ..."

"Auch die Schutanzüge!" forderte er.

"Auch die Schutanzüge", stimmte ich zu, "Nur von diesem Gerät werde ich mich nicht trennen. Es ist keine Waffe, sondern übersetzt Ihre Sprache in die meine und umgekehrt. Ohne dieses Übersetzungsgerät ist eine Verständigung unmöglich."

"Sie dürfen es behalten - nachdem ich mich von seiner Harmlosigkeit überzeugt habe."

Ich entledigte mich unter den wachsamen Augen der Eingeborenen meines Kampfantrags. Ich händigte ihnen den Translator aus und bekam ihn zurück, nachdem sie ihn einem kurzen Test unterzogen hatten.

"So", sagte der Anführer, und der Translator interpretierte in seine Stimme einen zufriedenen Unterton, "jetzt kann das Verhör beginnen."

Er hatte es kaum gesagt, als die Tür aufflog und andere Grüngekleidete in den Raum gestürmt kamen. Sie bedrohten die Eingeborenen, die uns gefangen genommen hatten, mit ihren Waffen.

"Sieh an", sagte der Anführer des Überfallkommandos, "Horre der Giftgrüne handelt wieder einmal auf eigene Faust. Hatte Gisgo d'Everen also doch richtig vermutet!"

Mit "Horre der Giftgrüne" war der Eingeborene mit dem Umhang gemeint. Er sagte etwas unsicher:

"Ich wollte die Gefangenen gerade verhören. Ich vermute, daß sie zu den Terroristen gehören, die den Überfall auf die Naturschutzzone Süd verübt haben..."

"Haben Sie Beweise?" unterbrach in der andere und gab sich selbst die Antwort. "Nein. Ihre Vermutungen sind also aus der Luft gegriffen, Gisgo d'Everen wird es nicht gefallen, wenn er hört, wie eigenmächtig Sie gegen Umweltverbrecher vorgehen."

"Das sind keine normalen Naturschänder", erwiderte Horre der Giftgrüne. "Es sind Invasoren aus dem All. Sehen Sie sie sich doch an."

"Ich kann Fremdwesen sehr wohl von Itrinks unterscheiden", sagte der andere, und so erfuhr ich, daß sich die Bewohner von Papillo III als "Itrinks" bezeichneten. "Das macht Ihr Vergehen nur noch sträflicher. Aus Ihrem Verhör wird aber nichts. Gisgo d'Everen hat angeordnet, daß die Gefangenen sofort vor das Naturschutz-Tribunal geführt werden sollen."

Ich sah, daß Horre der Giftgrüne resignierte. Die richtige Deutung seiner Gefühlsstimmung ließ mich neuerlich erkennen, wie ähnlich diese Fremdwesen trotz der äußerlichen Unterschiede uns Menschen waren.

Ich hatte nichts dagegen, diesem sogenannten "Naturschutz-Tribunal" vorgeführt zu werden. Ich sah darin sogar eine günstige Gelegenheit, unser Standpunkt bei einer höheren Instanz darzulegen.

Gucky und Irmina waren ebenfalls ihrer Kampfanfälle beraubt worden. Ich hatte ihnen geraten, es wehrlos mit sich geschehen zu lassen. Auch als man mir den Translator abnahm, setzte ich mich nicht zur Wehr, obwohl dies darauf hindeutete, daß man uns keine Gelegenheit zur Rechtfertigung geben wollte.

Die Verhandlung fand in einem Raum tief unter der Planetenoberfläche statt. Die Wände waren mit künstlichen Blumen und Kletterpflanzen geschmückt, der Boden bestand aus Kunstgras.

Überall standen Wachen in ihren grünen Kombinationen mit entsicherten Waffen. Zuschauer waren unerwünscht. Einen Itrink mit einer tragbaren Fernsehkamera jagte man sofort wieder hinaus, kaum daß er seinen Fuß in den Verhandlungsraum setzte.

Das Tribunal bestand aus vier Itrinks. Einer von ihnen war Horre der Giftgrüne, ich erkannte ihn an seiner Körpergröße und dem besonders dichten Kopfflaum. Den Vorsitz übernahm ein Itrink, der nicht größer als 2,20 Meter war.

Irmina, Gucky und ich mußten die Verhandlung stehend über uns ergehen lassen.

"Der Vorsitzende ist Gisgo d'Eve-ren", flüsterte mir Gucky zu. "Ich weiß es aus Horres Gedanken. Die beiden hassen einander."

"Warum?" wollte ich wissen.

"Horre l'Eger, so heißt er mit vollem Namen, verdächtigt Gisgo irgendeines Verbrechens", antwortete Gucky. "Wenn Gisgo nicht sein Vorgesetzter wäre und weniger einflußreich, hätte er ihn längst schon zu Fall gebracht."

"Das wäre eine Gelegenheit, die beiden gegeneinander auszuspielen", meinte ich seufzend. "Ohne Translator ist das aber leider unmöglich. Konzentriere dich dennoch auf die Gedanken von diesem Gisgo, Gucky."

Die Verhandlung begann. Wir merkten es nur daran, daß der Vorsitzende eine flammende Rede hielt. Sein Schnabel war unermüdlich in Tätigkeit, und ein nie enden wollendes Gegacker entströmte ihm.

"Er klagt uns des unbefugten Betretens einer Naturschutzzone an und plädiert für die Todesstrafe", erklärte mir Gucky die Gedanken des Vorsitzenden.

"So streng sind hier die Bräuche?" fragte Irmina fröstelnd.

Gucky nickte.

"Ausspucken im Freien kann schon den Kopf kosten. Aber in unserem Fall kommt noch etwas hinzu. Gisgo möchte uns unbedingt schnell loswerden. Die ganze Verhandlung ist eine Farce. Moment, jetzt schaltet sich Horre ein ..."

Der Giftgrüne erhob sich an seinem Platz und bot seinem Vorgesetzten ein Rededuell - das er allerdings verlor, was ich daraus schloß, daß er seinen Platz wieder einnahm und zusammengekauert sitzen blieb.

"Horre hat eingewendet, daß auf uns die Todesstrafe nicht anzuwenden sei, weil wir einem bisher unbekannten Volk angehörten. Horre hätte den Kontakt zu uns gerne intensiviert - und sei es nur deshalb, um unsere Invasionsspläne zu erfahren.

Aber Gisgo will nichts davon wissen. Unser Tod ist eine beschlossene Sache. Das Exekutionskommando ist bereits unterwegs."

"Hast du nicht erfahren können, warum Gisgo uns so rasch loswerden möchte?" fragte ich.

"Er scheint Angst vor uns zu haben", sagte Gucky. "In seinen Gedanken ist etwas, das irgendwie nicht zu einem Itrink paßt. Bisher konnte ich es jedoch noch nicht aufspüren ..."

Gucky konzentrierte sich scharf. "Gisgo ist gar nicht Gisgo ... Er hat nur dessen Rolle übernommen. Jetzt fürchtet er, daß wir ihn entlarven könnten. Er denkt daran, seine Artgenossen vor uns zu warnen... Einige müssen auf die Schiffe im Sonnenorbit zurückkehren und ..."

"Willst du sagen, daß Gisgo zu der Besatzung der siebzehn Raumschiffe gehört?" entfuhr es mir.

Gucky nickte.

"Jetzt wird es deutlich... Gisgo ist kein Itrink! Er ist einer der fremden Raumfahrer, die sich auf dieser Welt eingeschmuggelt haben und sich als Itrinks verkleideten. Der echte Gisgo ist verschleppt worden ..."

Gucky hielt erschöpft inne.

Ich sah zu dem Vorsitzenden und begegnete seinem Habichtblick.

"Bist du ganz sicher, daß er kein Itrink ist, Gucky?"

"Er müßte schon selbst ein Mutant sein, um mich mit falschen Gedanken in die Irre führen zu können. Aber er besitzt keine parapsychischen Fähigkeiten."

In diesem Augenblick traf das Exekutionskommando ein. Es waren zehn Itrinks mit besonders schmucken Uniformen in Grün. Gisgo d'Everen machte den Eindruck eines Triumphators - für ihn waren wir bereits so gut wie tot.

"Jetzt ist es Zeit zum Handeln", sagte ich.

"Endlich!" Gucky atmete merkbar auf. "Kümmere du dich um das Exekutionskommando, Irmina. Ich nehme mir den falschen Itrink vor."

Die zehn Itrinks, die sich uns genähert hatten, begannen sich auf einmal wie unter Schmerzen zu winden. Ihre Beine gaben nach, sie knickten ein, stürzten zu Boden.

Die Wachen sahen fassungslos zu, ohne auch nur im geringsten zu ahnen, was vorgefallen sein könnte. Sie konnten auch nicht wissen, daß Irmina Kotschistowa für den Vorfall verantwortlich war.

Ihr als Metabio-Gruppiererin war es möglich, jede Art von Zellstrukturen beliebig umzuformen. Sie konnte die Zellen von Lebewesen derart umgruppieren, daß sie zu wuchern begannen, daß Muskeln und Sehnen rissen und Knochen brachen und daß sich Geschwüre und Tumore bildeten. Ein Gedanke von ihr - und das Gehirn eines Lebewesens platze.

In so krasser Form wandte sie ihre Fähigkeiten bei den Itrinks jedoch nicht an, denn sie waren trotz ihres Verhaltens nicht unsere erklärten Feinde. Ganz im Gegenteil, sie konnten noch immer zu unseren Verbündeten werden.

Ich wußte selbst nicht genau, was Irmina mit den Itrinks des Exekutionskommandos angestellt hatte. Aber da ihnen ihre Beine den Dienst versagten und sie mit Schmerzensschreien zusammenbrachen, konnte ich mir vorstellen, daß sie ihnen durch Zellexplosionen auf den Fußsohlen schmerzhafte Wunden zufügte.

Obwohl die Wachen immer noch nicht begriffen, was passiert war, schienen sie instinktiv zu fühlen, daß die Gefahr von uns ausging. Als sie jedoch nach ihren Waffen greifen wollten, bildeten sich an ihren Händen Zellwucherungen, Wunden brachen auf, ihre Fingergelenke schwollen an.

Irmina war Herr der Lage. Da ich, unbewaffnet wie ich war, sie nicht unterstützen konnte, wandte ich mich Gucky zu. Die Mitglieder des Tribunals schrien wirr durcheinander. Sie starnten alle den Vorsitzenden an, dessen Schnabel sich von seinem Kopf löste und davonschwieg.

Gucky hatte ihm die Maske telekinetisch vom Gesicht gerissen. Darunter kam der Kopf eines Insekts zum Vorschein.

"Zeus!'' entfuhr es mir unwillkürlich, als ich den Schädel einer Riesenameise erblickte. Die schillernden Facettenaugen blickten mich böse an.

Aber mit fortschreitender Demaskierung erkannte ich, daß ich mich geirrt hatte. Das Rieseninsekt vor mir war nicht Zeus, es unterschied sich schon allein durch seine viel geringere Größe von ihm.

Zeus maß an die fünf Meter. Dieses Rieseninsekt war aber nicht viel mehr als zwei Meter groß. Und noch einen viel eklatanteren Unterschied gab es zu Zeus. Dieser besaß an seinem ameisenartigen Ghitinkörper zwei Einschnürungen - das Wesen uns gegenüber dagegen besaß jedoch nur eine einzige.

Gucky hatte dem Fremdwesen inzwischen mit seinen telekinetischen Kräften vollends die Maske -vom Körper gerissen. Nun kam auch das zweite Armpaar zum Vorschein, das aus dem Unterkörper, unterhalb der Wespentaille, herauswuchs.

Und jetzt wurde auch deutlich, daß das Fremdwesen trotz der Demaskierung nicht schutzlos war. Es trug um die Körpereinschnürung einen Gürtel, der neben einer Reihe unbekannter Ausrüstungsgegenstände auch einen Stab barg, der leicht als Strahlenwaffe zu erkennen war.

Danach griff die Riesenameise!

"Gucky, Achtung!" warnte ich den Mausbiber.

Doch Gucky mußte die Absichten des Fremdwesens aus seinen Gedanken erfahren haben. Bevor es die Waffe erreichen konnte, wurde es in die Höhe gehoben und mit aller Wucht gegen die Wand geschleudert.

Gucky mußte mit all seiner telekinetischen Kraft zugeschlagen haben, denn die Riesenameise prallte so hart gegen die Wand, daß ihr Körper förmlich platzte.

Damit war die Auseinandersetzung vorbei. Horre der Giftgrüne rief seinen Leuten etwas zu. Daraufhin machte keiner mehr von ihnen Anstalten, sich gegen uns zu stellen. Sie kamen scheu und, wie es mir schien, völlig verstört heran und starnten auf den verstümmelten Leichnam des Fremdwesens.

"Das wollte ich nicht", sagte Gucky. "Ich habe instinktiv und reflexartig zugeschlagen."

"Du brauchst dir keine Vorwürfe zu machen", beschwichtigte ich den Mausbiber. "Es ging für uns um Leben und Tod. Und auf die Itrinks mag dieser Schock sogar heilsam gewirkt haben."

"Ja", sagte Gucky. "Aus Horres Gedanken lese ich, daß er zu uns nun eine gänzlich andere Einstellung hat. Wir sind rehabilitiert, und er ist zu Verhandlungen mit uns bereit."

Horre l'Eger

Ich hatte keine Veranlassung mehr, den drei Fremden zu mißtrauen. Deshalb gab ich ihnen die komplette Ausrüstung zurück. Natürlich auch das Übersetzungsgerät.

Es ist mir nicht möglich, meine Gefühle dieses Augenblicks zu beschreiben. In meinem Gehirn war völlige Leere, als ich sah, um was für ein fremdartiges Wesen es sich bei Gisgo d'Everen handelte. Dann erlebte ich meinen Tod mit, sah seinen Körper zerplatzen - und da brach ein unentwirrbares Gedankenchaos über mich herein.

Mein Verstand wollte einfach nicht glauben, was ich mit eigenen Augen sah. Aber eines war für mich sofort gewiß: die drei Fremden, die Gisgo demaskiert und vernichtet hatten, waren über jeden Zweifel erhaben.

Als mich die Meldung über das gelandete Raumschiff erreichte, dachte ich an eine Vorhut der Invasoren. Nachdem wir die drei Fremden gefangen hatten, glaubte ich, daß sie zu dem Verschwörerkreis um Gisgo gehörten. Ich erinnerte mich nämlich der Aussage des sterbenden Tierarztes, daß der tote Terrorist aus der Naturschutzzone Süd kein Itrink sei. Also nahm ich beim Anblick der drei Fremden an, daß er ein Angehöriger ihres Volkes gewesen war.

Nach Gisgo d'Everens Demaskierung war ich jedoch sicher, daß der Tote aus der Naturschutzzzone ein Artgenosse von ihm gewesen war.

Diese Vermutung bekräftigten die drei Fremden durch ihre Erzählung. Doch ich will sie nicht mehr als Fremde bezeichnen, denn ich hatte längst schon ihre Freundschaft gewonnen. Roi und Irmina bezeichneten sich als Terraner, das Pelzwesen Gucky legte Wert darauf, ein Ilt genannt zu werden. Was für übernatürliche Kräfte dieses kleinen und so harmlos aussehende Wesen besaß!

Ich kann nicht leugnen, daß ich anfangs Furcht vor ihm empfand. Doch nach und nach stellte es sich heraus, daß Gucky durch und durch gutmütig war.

Ich erfuhr von meinen drei Verbündeten eine phantastische Geschichte, die mir zeigte, um wieviel fortgeschritten sie waren als wir Itrinks. Dennoch hatten sie die Katastrophe nicht verhindern können, die über ihren Planeten Erde und über ihr Volk gekommen war.

Sie waren mit ihrer Heimatwelt zu einer neuen Sonne unterwegs, als sie in dieses Sternengebiet verschlagen wurden. Sie nannten diese Zone den Mahlstrom und behaupteten, daß ihre Erde 2971 Lichtjahre von Zan-nack entfernt sei.

Was für eine unvorstellbare Entfernung! Und doch bereitete es ihnen keine Mühe, diese Distanz mit ihren Raumschiffen zu überbrücken. Warum sie dann nicht in ihre Heimatgalaxis zurückflogen, wollte ich wissen. Und ich erfuhr, daß diese wahrscheinlich Millionen und aber Millionen von Lichtjahren entfernt sei.

Außer diesen Einzelheiten über eine kosmische Tragödie unvorstellbaren Ausmaßes erfuhr ich aber einiges über die Fremden, die sich in der Maske von Itrinks auf unserer Welt aufhielten. Roi war sicher, daß noch mehr von ihnen auf Zannack existieren mußten. Und Irmina behauptete, daß sie ganz sicher nicht mit den Bewohnern des vierten Planeten zusammenarbeiteten. Es konnte aber sein, äußerte Gucky eine Vermutung, daß die Fremden auch auf Planet vier einen geheimen Stützpunkt errichtet hatten.

Dann war es an mir, meinen drei Sternenbrüdern Informationen zu geben.

"Mein Volk hat ein ähnliches Schicksal wie die Terraner", erzählte ich ihnen, und der "Translator" übertrug das Gesagte in ihre langsame Sprache. Nach einer Pause fuhr ich fort:

"Auch unsere Welt wurde das Opfer einer kosmischen Katastrophe. Es muß vor etwa viertausend Planetenumläufen gewesen sein, als das gesamte Sonnensystem aus seiner ursprünglichen Position herausgerissen und hierher versetzt wurde. Damals lebten wir Itrinks noch in Höhlen. Erst unsere moderne Wissenschaft hat herausgefunden, daß diese Sternenzone nicht die Heimat unseres Sonnensystems ist. Aber man ist sich immer noch nicht einig, welche Kräfte für die Katastrophe verantwortlich zu machen sind. Fast alle Theorien stimmen aber darin überein, daß wir von einer Supernova hierher geschleudert wurden."

Diese Theorien gibt es schon seit einigen hundert Jahren. Seit diesem Zeitpunkt schicken wir ständig Notrufe ins All, in der Hoffnung, daß ein Volk von Sternfahrern aus der alten Heimat sie auffängt und uns Hilfe bringt."

"Einen dieser vierhundert-fünfzig Jahre alten Funksprüche haben wir aufgefangen", sagte Roi. "Er hat uns erst auf dieses Sonnensystem aufmerksam gemacht und uns zu euch geführt. Möglicherweise wurden auch die Riesenameisen davon angelockt."

Danach kam es zu einer kurzen Diskussion über unsere unterschiedlichen Zeitbegriffe. Roi sagte, daß der Tag der Erde vierundzwanzig Stunden habe und ein Sonnenumlauf 365 Tage dattiere. Nach terranischen Zeitbegriffen drehe sich Zannack einmal in 32,19 Stunden um seine Achse und umlaufe die Sonne in 270 Tagen. Aus dieser Rechnung ging hervor, daß unser Begriff von einem Jahr dem des terranischen nahe kam.

Wenn also Roi von 450 Jahren sprach, so traf das auch für unsere Zeitrechnung zu.

Wir kamen wieder auf andere Probleme zu sprechen.

Roi wollte wissen, wozu wir die vielen militärischen Stützpunkte und Tiefbunkeranlagen unterhielten, obwohl der gesamte Planet eine politische Einheit bilde.

Ich sagte es ihm.

"Wir stehen mit dem vierten Planeten ayf Kriegsfuß. Dort ist man mit der Raumfahrt schon weiter als wir und besitzt auch bessere Vernichtungswaffen. Wir müssen ständig mit einer Invasion rechnen. Obwohl wir waffentechnisch unterlegen sind, haben wir uns entschlossen, bis zum bitteren Ende um unsere Freiheit zu kämpfen."

Es entstand ein kurzes Schweigen. Ich war nahe daran, Roi um Unterstützung gegen unsere Feinde auf Planet 4 zu bitten, konnte mich aber nicht dazu durchringen. Während ich noch mit mir rang, wurde mir plötzlich bewußt, daß Gucky meine Gedanken lesen konnte. Ich schämte mich für mich selbst.

"Möchtest du wirklich, daß Außenstehende die Probleme eures Volkes lösen?" fragte der Ilt mich. "Und glaubst du, daß die Probleme gelöst sind, wenn wir mit unserer überlegenen Technik die Bewohner von Planet vier zu einem Friedensabkommen mit euch zwingen? Oder verlangst du gar, daß wir euch Waffen zur Verfügung stellen? Es wäre in jedem Fall ein Eingriff in die Evolution eures Volkes, der euch mehr Schaden als Segen bringen würde."

Die kosmische Geschichte kennt viele Beispiele dafür. Nein, Horre, mit diesen Problemen muß ihr Itrinks schon selbst fertig werden. Und doch werden wir euch auf andere Weise helfen."

"Wie?" fragte ich hoffnungsvoll.

"Ihr habt einen viel gefährlicheren und mächtigeren Feind, als es die Bewohner von Planet vier sind. Das sind die ameisenähnlichen Fremden, die in der Maske von Itrinks unter euch sind. Im Kampf gegen sie werden wir euch unterstützen. Das können wir verantworten. Denn sie haben durch ihren Einfluß nicht nur eure Entwicklung gestört, sondern sie sind auch Feinde von uns."

Dieses Angebot nahm ich gerne an, obwohl ich nicht im Namen meines Volkes sprechen konnte. Im Augenblick konnte ich noch nicht einmal sagen, wie die Itrinks die beiden Terraner und den Ilt aufnehmen würden. Offiziell war ihre Anwesenheit in Cranschto noch nicht einmal bekannt. Sie standen nur unter dem Schutz meiner Organisation, deren Leitung ich nach dem Tode Gisgos übernommen hatte.

Mehr konnte ich ihnen nicht bieten. Was war, wenn es stimmte, daß es noch mehr der Fremden in der Maske von Itrinks gab? Und wenn diese Fremden, ähnlich wie Gisgos Doppelgänger, einflußreiche Persönlichkeiten abgelöst und vielleicht sogar schon die Macht auf unserem Planeten an sich gerissen hatten?

Ich dachte gerade daran, wie schwach ich selbst angesichts einer solchen Bedrohung war - als Alarm gegeben wurde.

Einer der Außenposten meldete über Sprechfunk:

"Truppen der Armee haben unser Hauptquartier besetzt. Das geschieht auf obersten Befehl. Wer sich widersetzt, wird gnadenlos niedergeschossen. Der Naturschutz-Bund wurde wegen staatsfeindlicher Umtriebe aufgelöst..."

Das genügte mir. Es konnte keinen Zweifel geben, daß hinter diesem Streich die Fremden steckten.

"Wir müssen uns in die Tiefbunkeranlagen zurückziehen", sagte ich zu meinen terranischen Verbündeten. "Unsere einzige Überlebenschance besteht in einer raschen Flucht."

"Irrtum", erklärte Gucky, ohne sich von der Stelle zu rühren. "Es gibt noch eine viel wirkungsvollere Methode, nicht nur uns zu retten, sondern auch eine Machtausweitung der Fremden zu verhindern."

"Und wie stellst du dir das vor, Gucky?"

"Ganz einfach. Wir brauchen nur die Soldaten davon zu überzeugen, daß sie für die falsche Seite kämpfen", war seine vage Antwort.

Roi, Irmina und Gucky schalteten die Schutzscharme ihrer Kampfanzeige ein und schwebten auf unsichtbaren Feldern knapp über dem Boden den vordringenden Soldaten entgegen.

Ich befürchtete ein furchtbares Gemetzel, aber meine Freunde von den Sternen hatten mir versprochen, das Leben der Soldaten zu schonen, die ja nur in dem Glauben handelten, Feinde unseres Volkes zu bekämpfen.

Die Soldaten warfen sich dem vermeintlichen Feind mit Todesverachtung entgegen. Sie deckten die drei pausenlos mit Garben aus ihren Schnellfeuerwaffen ein, warfen Granaten und versuchten, sie in Zweikämpfen niederrzuringen.

Aber alles, was sie erreichten, war, daß sich ihre eigenen Reihen lichteten. Die Schutzscharme meiner drei Verbündeten waren so programmiert, daß sie die Geschosse abhielten und auch die Granatsplitter nicht durchdringen ließen. Selbst das Feuer und die Druckwellen der Explosionen - die die Wände einstürzen ließen und Löcher in den Boden rissen - konnten ihnen nichts anhaben.

Wenn sie den Boden unter den Füßen verloren, dann schwebten sie, von einer unsichtbaren Kraft getragen. Und sie marschierten unangefochten durch die Front der angreifenden Soldaten.

Gucky und Irmina setzten anfangs ihre übernatürlichen Kräfte nicht einmal ein. Sie gebrauchten, ebenso wie Roi, nur ihre Paralysewaffen.

Die Wirkung ihrer "Paralysatoren" war verheerend. Überall brachen die Soldaten mit zuckenden Gliedern zusammen. Sie lagen da wie tot. Aber ich glaubte der Aussage meiner terranischen Freunde, daß sie nur die Besinnung verloren hatten.

Ich beobachtete das Kampf geschehen nur gelegentlich auf den Monitoren des Fernsehwachsystems. Zwischendurch traf ich die Vorbereitungen für unsere Flucht. Aus den Funksprüchen der Militärs hörte ich heraus, daß man mich verhaftten und standrechtlich erschießen wollte. Das verstärkte mich in der Überzeugung, daß die fremden Invasoren hinter diesem Komplott steckten. Sie mußten bereits großen Einfluß auf unsere Regierung ausüben - das Militär war jedenfalls fest in ihren Händen.

Für mich gab es keinen anderen Ausweg als Flucht. Deshalb sorgte ich vor, daß der Weg in die Tiefbunkeranlagen frei war. Meine wenigen Getreuen, die auch jetzt noch zu mir hielten, übernahmen die Absicherung des Fluchtweges. In den Tiefbunkeranlagen konnten wir wenigstens für einige Zeit untertauchen. Dort kannte ich mich aus wie keiner anderer.

Das Gebäude, in dem der Naturschutz-Bund untergebracht war, glich bald nur noch einer Ruine. Die Soldaten gingen rücksichtslos vor, zerstörten alles, was ihnen im Wege war, und erschossen meine Leute gnadenlos. Ich mußte mir immer wieder sagen, daß dies auf Befehl der fremden Invasoren geschah.

Roi, Irmina und Gucky waren bis in den großen Versammlungsraum vorgedrungen, der ein Fassungsvermögen von fünftausend Personen hatte. Dort erwarteten sie den Großangriff der Soldaten.

Die drei standen abwartend in der Mitte des Saales, während die Soldaten sich ihnen durch die Trümmer näherten. Die Militärs schafften kleinere Geschütze und Granatwerfer heran, als hätten sie gegen eine ganze Armee zu kämpfen.

Ich hielt unwillkürlich den Atem an, während ich das Geschehen auf dem Bildschirm verfolgte. Mir war klar, daß jetzt eine Vorentscheidung fallen würde. Das schienen meine drei Freunde auch zu bezwecken, nur hatte ich noch keine Ahnung, wie sie eine Entscheidung zu ihren Gunsten herbeiführen wollten. "

Sie verhielten sich noch immer passiv und ließen die Soldaten ungehindert ihre Stellungen beziehen. Hatten sie sich damit abgefunden, hier zu sterben?

"Ergebt euch!" wurden sie über Lautsprecher aufgefordert.

Da passierte etwas so Phantastisches, daß ich im ersten Moment keine Erklärung dafür fand. Die Verblüffung mußte bei den Soldaten und den Betroffenen noch viel größer sein. Ich entsann mich jedoch noch rechzeitig der außergewöhnlichen Fähigkeiten Gucky's - und mir war mit einmal klar, was meine Freunde bezweckten.

Der ungewöhnliche Zwischenfall begann damit, daß plötzlich drei der führenden Militärs den Boden unter ihren Füßen verloren und aus ihren Deckungen geschwebt kamen.

"Soldaten! Tapfere Itrinks!" hörte ich eine Stimme und wußte, daß Roi diesen Aufruf über seinen Translator an die Soldaten richtete. "Seht euch diese drei Offiziere an. Sie waren es, die euch befaßten, das Hauptquartier des Naturschutz-Bundes zu stürmen."

Es kam zu grotesken Szenen, als einige Soldaten versuchten, die hilflos in der Luft zappelnden Offiziere herunterzuholen. Aber Gucky hielt sie mit seinen telekinetischen Kräften sicher fest.

"Die Männer, denen ihr gehorcht habt, sind Verräter an eurem Volk!" fuhr Roi mit verstärkter Stimme fort. "Seht sie euch genau an, denn wir werden sie jetzt demaskieren. Es sind in Wirklichkeit Feinde in der Maske von Itrinks."

Während die drei Offiziere hoch über dem Boden schwebten, zerrte plötzlich eine unsichtbare Kraft an ihnen. Die Schnäbel fielen von ihren Köpfen ab und darunter kamen dreieckige, verhornte Münder zum Vorschein. Die Kunstaugen zerplatzten - und darunter waren Facettenaugen zu sehen.

Ihr Kopfflau flog davon, und Bündel von haarfeinen Fühlern zeigten sich in Schläfenhöhe.

Gucky nahm keine Rücksicht auf das wütende Gekreische der Fremden. Unbarmherzig zerrte er ihnen mit seinen telekinetischen Kräften das Kunstfell von ihren "Ameisenkörpern" - bis sie völlig bloßgestellt waren.

Entsetzen ergriff von den Soldaten Besitz. Sie konnten noch nicht ganz fassen, daß dies alles Wirklichkeit sein sollte. Aber die drei Fremden in der Maske von Offizieren holten sie in die Realität zurück.

Ganz so nackt, wie es zuerst den Anschein gehabt hatte, waren sie nämlich nicht. Um die Körpereinschnürung trugen sie Waffen, deren sie sich jetzt bedienten.

Aber sie konnten keinen Schaden mehr anrichten. Gucky ließ sie einfach zu Boden krachen. Als sie dort aufprallten und versuchten, auf die Beine zu kommen, kam Bewegung in die Soldaten. Ihre Geschütze, die sie ursprünglich gegen Roi, Irmina und Gucky einzusetzen gedachten, richteten sich nun auf sie.

Eine Reihe von Explosionen erschütterte den Konferenzsaal. Als sie verebbt waren und sich der Rauch lichtete, war von den Fremden fast nichts mehr übriggeblieben.

Ich wollte meinen Freunden gerade über Sprechfunk zu ihrem Erfolg gratulieren, als ein Monitor meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Auf ihm lief das Programm der öffentlichen Fernsehstation von Cranschto.

Ich traute meinen Augen nicht, als ich mich selbst auf dem Bildschirm sah. Es war, als blickte ich in einen Spiegel - nur daß ich mich nicht seitenverkehrt sah. Und ich hörte mich sagen:

"In Cranscho treibt ein Doppelgänger von mir sein Unwesen, der in meinem Namen gegen die Interessen unseres Planeten handelt und eine Invasion vorbereitet. Ich appelliere an alle Itrinks, sich von diesem Verbrecher nicht täuschen zu lassen. Wo immer dieser Doppelgänger erscheint, ist er sofort und ohne Warnung niederzuschließen. Tötet Horre den Giftgrünen im Dienste unseres Volkes."

Als meine drei Freunde von ihrem vermeintlichen Triumph über die Fremden zurückkehrten, sagte ich ihnen, daß nun auch ich einen Doppelgänger hatte.

"Das Teuflische an der Situation ist, daß ich als Doppelgänger gelte", schloß ich an, "Nur meine engsten Vertrauten kennen die Wahrheit, aber Millionen von Itrinks werden Jagd auf mich machen. Ich habe keine andere Wahl, als vorerst unterzutauchen und aus dem Untergrund gegen die Fremden zu kämpfen. Für euch gilt dasselbe. Ihr müßt euch mir anschließen. Kein Itrink wird euch glauben, daß nicht ihr die Invasoren seid."

Roi, Irma und Gucky gaben mir recht.

Mit etwa hundert meiner Leute flüchteten wir in die Tiefbunkeranlagen.

Roi Danton

Vier Tage waren seit dem Zwischenfall im Hauptquartier des Naturschutzbundes vergangen. Vier Tage der Flucht. Unsere Jäger gönnten uns keine Ruhepause. Immer wieder spürten sie unsere Verstecke in den subplanetaren Anlagen auf, aber dank Horres ausgezeichneter Kenntnis dieser uralten Gemäuer entkamen wir ihnen immer wieder.

Es kam uns nun zugute, daß Horre sein halbes Leben hier unten verbracht hatte. Er, der als Horre der Giftgrüne der Schrecken aller Umweltverbrecher gewesen war, kannte hier unten alle Verstecke. Ihm waren Bunker, Tunnel und Geheimgänge bekannt, die schon seit Jahrhunderten in Vergessenheit geraten waren.

Dennoch waren wir nie lange vor unseren Jägern sicher. Denn wir wurden nicht nur von den Soldaten verfolgt, die ganze Stadt beteiligte sich an der Treibjagd nach uns. Horre hatte bei verschiedenen Gefechten zwanzig seiner besten Leute verloren.

Die anderen aber standen treu zu ihm.

Obwohl unsere Lage alles andere als rosig war, konnten wir zuversichtlich sein. Unsere Chancen, den Unterschlupf der Fremden zu finden und auszuheben, standen nicht einmal schlecht. Ein Hinweis Horres hatte uns den richtigen Weg gezeigt. Das war gleich nach unserer Flucht gewesen. In den letzten vier Tagen hatten wir dann Zeit genug gehabt, unsere Vorbereitungen zum Sturm auf die Geheimstation der Fremden zutreffen.

In wenigen Stunden wollten wir zuschlagen. Für mich gab es keinen Zweifel, daß wir auf der richtigen Spur waren. Dabei hatte es bei unserer Lagebesprechung vor vier Tagen gar nicht so ausgesehen, als könnten wir rasche und wirksame Maßnahmen gegen die Fremden ergreifen. Denn immerhin mußten wir annehmen, daß sie sich über den gesamten Planeten verstreut hatten.

Ich erzählte Horre von den eingeschalteten Materietransmittern auf den siebzehn Schiffen. Zuerst verstand er nicht, doch nachdem ich ihm das Arbeitsprinzip eines Transmitters erklärt hatte, sah er klar.

"Es muß auf Zannack eine Station existieren, in der zumindest ein Gegenstück zu den Empfängertransmittern der Raumschiffe steht", führte ich weiter aus. "Die Fremden müssen diesen Transmitter ständig in Betrieb haben, so daß wir ihn leicht orten könnten, wenn wir nur wüßten, wo er ungefähr steht. Haben Sie keinen Verdacht, Horre?"

Er schüttelte den Kopf. Diese Geste hatte er sich von mir angeeignet.

"Ich habe erst von der Existenz der Fremden erfahren, als Gucky den Doppelgänger Gisgo entlarvte", erklärte er. "Außer den Bewohnern von Planet vier war uns bis dahin kein anderes Fremdvolk bekannt."

"Aber haben Sie nicht wenigstens an Gisgos Verhalten etwas entdeckt, das Ihnen verdächtig vorkam?" bohrte ich weiter. "Gucky erfuhr gleich bei der ersten Begegnung aus Ihren Gedanken, daß Sie mit Gisgo verfeindet waren. War das nur jene Art von Rivalität, wie sie oft zwischen Untergebenem und Vorgesetzten besteht?"

"Nein, es war mehr", sagte Horre, und ich merkte ihm die plötzliche Erregung an. "Ich wußte schon lange, daß Gisgo einer verbrecherischen Organisation angehörte, die gegen die Umweltschutzgesetze verstößt. Aber ich konnte nichts gegen ihn unternehmen, denn er hatte mich in der Hand. Er verleitete mich ebenfalls zu einem Verstoß gegen die Gesetze und erpreßte mich. Der Klub! Vielleicht finden wir dort einen Hinweis."

Er erzählte uns alles über den mysteriösen "Klub Natur", wo man von der Welt träumen konnte, wie sie aussehen könnte, wenn die Umweltverschmutzung nicht die Natur ausgerottet hätte. Der Klub, in dem man Llongafleisch essen konnte, obwohl diese Tiere vom Aussterben bedroht waren und obwohl man auf ganz Zannack außer Algenmenüs nur synthetische Nahrung vorgesetzt bekam.

Horre berichtete auch davon, daß Gisgo - oder besser gesagt: dessen Doppelgänger - hinter einem Überfall auf eine der Naturschutzzonen gesteckt haben mußte. Horre hätte ihm damals den Prozeß machen können, wollte aber noch weitere Beweise beschaffen. Doch dazu kam es nicht mehr, weil wir auf den Plan traten und die Ereignisse sich überschlugen.

Langsam rundete sich das Bild ab.

Die Fremden hatten den Klub gegründet, um sich führende Persönlichkeiten der Itrinks durch verlockende Traumerlebnisse und den Genuss exotischer Speisen gefügig zu machen. Es konnte kein Zweifel bestehen, daß sie sich das Fleisch, das sie den Clubmitgliedern servierten, aus den Tierreservaten der Natur-Schutzzonen holten. Dabei gingen sie so rücksichtslos vor, daß sie ganze Tierarten ausrotteten, beispielsweise die Llongas.

Jetzt hatten wir eine Möglichkeit zum Handeln. Wir waren uns alle einig, daß wir den Hebel beim "Klub Natur" ansetzen mußten.

Mit einem solchen Erfolg, wie er sich dann bei einer ersten Überprüfung einstellte, rechneten wir jedoch nicht.

Horre führte uns durch die Tiefbunkeranlagen in die Nähe des Klubs. Als wir direkt unter dem Klubgebäude waren - nur einen Kilometer tiefer -, erhielten wir auch: die ersten Ortungsergebnisse. Über uns war eine starke hyperenergetische Quelle. Das konnte der Materietransmitter sein.

Ich erlaubte Gucky, in den Klub zu teleportieren. Schon wenige Minuten später kehrte er mit einer sensationellen Meldung zurück.

"In den Klubräumen wimmelt es von den Fremden wie in einem Ameisenhaufen", berichtete er. "Sie tragen natürlich alle Itrink-Masken, aber ihre Gedanken konnten sie vor mir nicht verbergen. Ich habe sogar einige Namen von hochstehenden Persönlichkeiten erfahren, die durch Doppelgänger ersetzt wurden, forschte aber nicht weiter, um nicht das Risiko einer Entdeckung einzugehen."

"Wir müssen aber alle Namen der Doppelgänger erfahren", sagte Horre. "Wenn auch nur ein Fremder in der Maske eines Itrinks übrigbleibt, kann das verhängnisvolle Folgen haben."

"Nur keine Aufregung", beruhigte Gucky den Itrink. "Ich habe etwas erfahren, das es uns leicht machen wird, die Fremden mit einem Schlag zu erledigen. In vier Tagen soll im Klub eine Lagebesprechung stattfinden, an der alle Fremden teilnehmen werden. Wahrscheinlich will man sich beratschlagen, wie man sich uns entledigen könnte."

"In vier Tagen, wenn alle Fremden an einem Ort versammelt sind, werden wir zuschlagen", beschloß ich. "Uns verbleibt genügend Zeit, bis dahin unsere Vorbereitungen zu treffen."

Jetzt war es soweit. Der Häuserblock, in dem der Klub untergebracht war, war von Horres Leuten umstellt.

Fernsehkameras standen bereit, um die Aktion aufzunehmen und über alle Stationen zu übertragen. Horre hatte noch immer, obwohl er als Verfemter galt, gute Beziehungen zu den Massenmedien.

Die Nachrichtenredakteure wußten es sich zu schätzen, daß er stets die Reporter zu Razzien und Großaktionen des Naturschutz-Bundes eingeladen hatte.

Gucky bewachte den Klub telepathisch. Wenn er aus den Gedanken der Fremden erfuhr, daß alle Doppelgänger vollzählig anwesend waren, würde er es mir mitteilen. Dann wollten wir zuschlagen.

"Es sind alle da", meldete Gucky endlich, fügte jedoch hinzu: "Bis auf deinen Doppelgänger, Horre. Er wird auch nicht kommen."

"Und warum nicht?" wollte ich wissen.

"Das konnte ich nicht erfahren. Aber man will nicht länger auf ihn warten, sondern mit der Besprechung beginnen."

"Dann warten auch wir nicht länger", beschloß ich. "Gucky, du teleportierst zuerst mit Irmina und mir in den Klub. Dann holst du Horre. Wenn Sie bei uns eingetroffen sind, Horre, geben Sie an Ihre Leute das verabredete Funksignal."

Ich ergriff Gucky's Rechte, Irmina umschloß seine linke Hand. Sekundenlang standen wir noch in dem subplanetaren Gewölbe. Es war so still, daß ich das Geräusch tropfenden Wassers hören konnte. Dann verschwand die vertraute Umgebung vor meinen Augen und wurde von einer anderen abgelöst.

Wir materialisierten im Empfangsraum des Klubs. Keine vier Schritte von uns entfernt stand ein Itrink mit einer Strahlenwaffe unbekannter Bauart. Er öffnete den Schnabel zu einem Schrei - aber dieser fiel ihm ab und gab ein ameisenähnliches Insektengesicht frei.

Ich brachte den Fremden mit einem Desintegratorstrahl fast lautlos zur Auflösung. Gucky entmaterialisierte wieder. Irmina und ich drangen weiter in die Klubräume vor. Die HÜ-Schirme unserer Kampfanzeige hatten wir eingeschaltet.

Noch zwei falsche Itrinks stellten sich uns in den Weg, doch auch sie vergingen in den Strahlen unserer Waffen, bevor sie Alarm geben konnten.

In diesem Augenblick empfing ich auf der vereinbarten Funkfrequenz das Signal zum Angriff der Naturschutztruppen. Irmina und ich warteten nicht erst auf die Verstärkung, sondern drangen in den Versammlungsraum vor.

Etwa dreißig Itrinks in Festkleidung waren hier versammelt. Zu ihnen hatten sich noch an die zwanzig Itrinks gesellt, die, nach ihrer Kleidung zu schließen, die mir von Horre beschrieben worden war, Angestellte des Klubs sein mußten.

Gucky tauchte auf der anderen Seite des Raumes auf und meldete über Sprechfunk:

"Das sind alles Doppelgänger. In den Geheimräumen, in dem auch der Transmitter untergebracht ist, halten sich mindestens noch zwei Dutzend der Fremden auf."

Unter den Versammelten brach eine Panik aus, als wir so plötzlich auftauchten, so daß wir anfangs leichtes Spiel mit ihnen hatten.

Gucky riß ihnen dutzendweise die Masken von ihren Ameisenköpfen, damit auch die nachströmenden Naturschutztruppen im Bilde waren.

"Ergebt euch!" forderte ich die Fremden auf. "Eure Station ist umgestellt. Ihr habt keine Chance, zu entkommen."

Doch die Fremden dachten nicht daran, sich zu ergeben. Statt dessen eröffneten sie auf uns das Feuer aus ihren Strahlenwaffen, die sie unter ihren Itrink-Masken verborgen hatten.

Unsere HÜ-Schirme hielten dem Beschuß stand. Doch die Naturschutztruppen, die das Gebäude stürmten, rannten blindlings in das tödliche Strahlenfeuer. Angesichts dieser Verluste verzichtete ich auf jede weitere Rücksichtnahme.

Ich erwiederte das Feuer aus meinem Kombistrahler. Gucky setzte seine telekinetischen Fähigkeiten ein und ließ die Fremden durcheinander wirbeln. Irmina verfolgte mit Hilfe der Metabio-Gruppierung die Gliedmaßen der Fremden, so daß die Waffen ihren Händen entfielen, die Beine versagten ihnen den Dienst, ihre Chitinpanzer barsten ...

Die Fremden wandten sich zur Flucht, die Naturschutztruppen nahmen die Verfolgung auf.

"Kommt, ich teleportiere mit euch in die Geheimstation", erbot sich Gucky. "So können wir ihnen den Weg zum Sendetransmitter abschneiden."

"Wozu das?" fragte ich Gucky.

Einen Moment starnte er mich verblüfft an, dann begriff er.

"Natürlich, Mike, du hast recht. Sollen sie nur den Transmitter benützen. Sie wollen es ja nicht anders haben."

Wir setzten uns an die Spitze der Naturschutztruppen und trieben die Fremden immer weiter zurück. Schließlich blieb ihnen nichts anderes übrig, als ihre Geheimstation aufzusuchen.

Nun hatten wir sie in die Enge getrieben. Es gab keine andere Fluchtmöglichkeit mehr für sie als den Transmitter.

Ich gab Horres Truppen Zeit, sich zu formieren, dann sprengten wir mit einer erbsengroßen Atombombe das Sicherheitsschott und drangen in die Geheimanlagen vor. Hier herrschte die fremde Technik der Ameisenwesen vor. Alles war auf die Bedürfnisse des Ameisenvolkes abgestimmt, es gab viele Parallelen zu den technischen Einrichtungen der Raumschiffe im Sonnenorbit.

Wir nahmen die Geheimstation fast mühelos ein. Die Fremden boten uns kaum noch Gegenwehr. Ihr Rückzug glich einer überstürzten Flucht. Sie dachten nur noch daran, diesen Planeten so schnell wie möglich zu verlassen und wenigstens das nackte Leben zu retten.

Und diese Chance bot ihnen der Transmitter, dachten sie.

Als wir in die Transmitterhalle kamen, verschwand gerade der letzte Fremde in dem flimmernden Feld. Unter normalen Umständen wären sie an Bord ihrer Schiffe herausgekommen und wären gerettet gewesen.

Aber diese Möglichkeit hatte ich schon längst bedacht. Deshalb hatte ich von Ras und Gucky alle Empfängertransmitter zerstören lassen, als wir an Bord des einen Schiffes waren. Die Insekten waren zwar vom Sendertransmitter abgestrahlt worden, doch da es keine gleichgepolten Empfänger gab, landeten sie im Hyperraum, von wo es für sie kein Entrinnen gab.

Die Gefahr war gebannt.

Plötzlich entsann ich mich wieder, daß Gucky bei der zweiten Teleportation allein gekommen war, obwohl er Horre hätte mitbringen sollen.

"Wo ist Horre geblieben?" fragte ich ihn deshalb.

"Ich bin mit ihm in seine Wohnung teleportiert", erklärte Gucky. "Er wollte sich persönlich um seinen Doppelgänger kümmern."

"Und?"

"Dieser war bereits tot", antwortete Gucky. "Aus den Gedanken seiner Gefährtin habe ich erfahren, daß sie ihn, in der Meinung, Horre vor sich zu haben, vergiftete und selbst Gift nahm."

Sie lag bereits im Sterben, als ich das Motiv für ihre Tat erfuhr.

Sie wollte nicht mehr in dieser kalten, unpersönlichen Plastikwelt leben, die ohnehin zum Sterben verurteilt ist..."

Horre l'Eger

Layga, daß du solcher Gefühle fähig warst! Wie konnte ich das ahnen?

Ich mußte immer wieder an sie denken, obwohl weit wichtigere Probleme mich beschäftigten. Was war ein Einzelschicksal gegen die Befreiung unseres Planeten von unheimlichen Invasoren? Und doch...

Nach der Eroberung der Geheim-Station der Fremden hatten wir eine sensationelle Entdeckung gemacht. Wir hatten Gisco d'Everen gefunden - und die anderen, die von Doppelgängern ersetzt worden waren.

Sie lagen allesamt friedlich in den Traummaschinen und waren mit ihrem Geist in der fernen Vergangenheit einer schöneren, blühenden Welt. Man konnte aber auch sagen, daß sie mit ihren Träumen in der fernen Zukunft weilten, denn noch war nicht alles verloren, wir hatten immer noch die Möglichkeit, unseren Planeten vor dem Untergang zu bewahren und ein Paradies daraus zu machen.

Das hatte Roi behauptet. Er hatte aber auch gesagt, daß unser Volk dieses Ziel aus eigener Kraft anstreben müsse. Noch war nichts verloren...

Ich verlor nur drei Freunde. Und wenn es Gisco und die anderen führenden Persönlichkeiten auch nicht recht wahrhaben wollten, so waren es doch die beiden Terraner und der Ilt gewesen, die uns vor einem schlimmen Schicksal bewahrt hatten.

Sie blieben nicht mehr lange. Der Abschied von ihnen fiel kurz und ernüchternd aus. Die Öffentlichkeit erfuhr nicht einmal etwas vom Start ihres Raumschiffs, das Fernsehen wurde nicht zugelassen. Die Politiker fürchteten, ihre Popularität zugunsten der Sternenfahrt zu verlieren.

Ich wollte Roi das Versprechen abnehmen, daß sein Volk weiterhin in Kontakt mit uns Itrinks blieb. Er legte sich aber nicht fest.

Als sein Raumschiff bereits den

oberen Schichten der Atmosphäre zustrebte, erhielt ich von ihm einen Funkspruch via Satellit.

"Wir sehen uns wieder, Horre. Dies ist kein Abschied für immer. Wenn wir Terraner unsere eigenen Probleme in den Griff bekommen haben, werden wir uns um die Itrinks kümmern."

Dieser Funkspruch machte mich noch schwermütiger. Nicht daß ich an Rois Versprechen zweifelte. Er meinte es sicherlich ernst. Aber es war mir zu unbestimmt, zu vage. Er hatte nicht gesagt, wann die Terraner wiederkommen würden.

Es konnte in einem Jahr sein, in einem Jahrzehnt - oder auch in hundert Jahren. Bis die Terraner mit ihren eigenen Problemen fertig geworden sind, hatte er sinngemäß gesagt.

Und das, so befürchtete ich, konnte auch erst in einer Ewigkeit sein.

**ENDE**

*Während die Welt der Itrinks gerade von einem Einsatztrupp der MARCO POLO erkundet wird, ist eine andere Einsatzgruppe mit Stiemond, dem vierten Planeten des gleichen Sonnensystems, beschäftigt. Die Mutanten, die auf Stiemond landen, finden eine eisige Welt vor, einen Planeten, dessen Bewohner in Angst leben.*

**PLANET IN ANGST**